Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von Werner Sombart: Kulturphilosophie / Richard Strauß: Musik / Georg Brandes: Literatur / Richard Muther: Kunst / Hugo von Hofmannsthal: Lyrik

Nummer 21 — Abonnement vierteljährlich 6 Mark, Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. — 1. November 1907.

Neue Strömungen im Sozialismus.

Von Werner Sombart.

Während in fast allen Kulturländern der Strom der sozialistischen Bewegung breit und sicher in einem festen Bette dahinfließt, sind in dem ewig jungen Frankreich neue Quellen sozialistischer Theorien aufgebrochen, denen es sich lohnt nachzuspüren, weil sie vielleicht imstande sind, dem trägen Fluß der sozialistischen Bewegung ein wenig neues Leben zuzuführen. Was ich meine, ist der sogenannte revolutionäre Syndikalismus. Ich will versuchen, ihn auf Gehalt und Bedeutung in diesem und einigen folgenden Essais zu prüfen.

*

Das erste, was an der neuen Bewegung auffällt, ist ihr Name. Die Benennung verliert in der deutschen Sprache ihren Sinn völlig, weil wir unter „Syndikalismus“ etwas ganz anderes verstehen als die romanischen Völker, in deren Sprache die Syndikate (syndicats, sindacati) mit dem stillschweigend hinzugedachten Zusatz ouvriers, operai, soviel wie Arbeiterverein, Gewerkverein, Gewerkschaft, Trade Union bedeuten. Aber auch in den romanischen Sprachen müßte man von Syndacatisme und Sindacatismo sprechen, wie mir scheint. Gleichviel: Die Hauptsache ist, daß wir uns von dem Inhalt dieser neuen Bewegung eine richtige Vorstellung zu verschaffen trachten. Soweit das möglich ist. Denn wie gleich bemerkt werden mag: die neue „Lehre“ (ihre Vertreter müssen schon gestatten, daß ich die von ihnen vertretenen Ansichten zusammenfassend so nenne, obwohl sie — wie wir sehen werden — sich energisch dagegen sträuben, Vertreter einer neuen „Theorie“ zu heißen), die neue Lehre also ist keineswegs schon in allen Teilen vollendet. Ihre Verkünder sind sich selbst über viele Hauptsachen und zahllose Einzelheiten noch nicht im klaren, widersprechen sich auch hier und da in wichtigen Punkten. Meine Würdigung der neuen Bewegung will deshalb auch nur als eine „einstweilige“ Auseinandersetzung betrachtet sein.

Die Heimat der neuen Lehre ist Frankreich. Von dort ist sie nach Italien verpflanzt worden, wo sie rasch Wurzel getrieben hat. In andern Ländern leben nur ganz verstreut Anhänger von ihr: die Hauptvertreter sind jedenfalls Franzosen und Italiener. Soweit ich sie persönlich kenne: liebenswürdige, feine, gebildete Leute. Kulturmenschen mit reiner Wäsche, guten Manieren und eleganten Frauen, mit denen man gern wie mit seinesgleichen verkehrt und denen man ganz gewiß nicht ansehen würde, daß sie eine Richtung vertreten, die vor allem sich gegen die Verbürgerlichung des Sozialismus wendet, die der schwieligen Faust, dem echten und wahren Nur-Handarbeitertum zu ihrem Rechte verhelfen will.

Die syndikalistische Literatur, aus der man sich über das Wesen der neuen Richtung zu unterrichten vermag, ist nicht sehr umfangreich. Die erste Anregung (glaube ich) bot eine kleine Schrift Georges Sorels aus dem Jahre 1897 („L'avenir socialiste des syndicats"). Sorel hat seitdem in zahlreichen andern Büchern und Aufsätzen seine Anschauungen weiter entwickelt und gilt heute als der Marx der neuen Lehre, die hier und da schon als Sorelismus bezeichnet wird. Seine letzte größere Publikation führt den charakteristischen Titel: „Degenerazione capitalistica e degenerazione socialista" (Degeneration des Kapitalismus und des Sozialismus) 1907. Sorel selbst ist wohl stark beeinflußt durch die Wirksamkeit des früh verstorbenen Pelloutier, dessen Histoire des Bourses du Travail (1902) er mit einem ausführlichen Vorwort versehen hat. Außerdem hat Sorel seine Gedanken niedergelegt als ständiger Mitarbeiter in zahlreichen Aufsätzen der Zeitschrift „Le mouvement socialiste", die 1899 von Hubert Lagardelle begründet wurde und die heute den geistigen Mittelpunkt der syndikalistischen Richtung in Frankreich bildet. Ihr Herausgeber sowie einige der regelmäßigen Mitarbeiter wie Edouard Berth, V. Griffuelhes (der Vorsitzende der Confédération générale du Travail) sind die geschicktesten Vertreter der neuen Lehre in ihrem Lande.

Ich sagte schon, daß diese Lehre mit besonderem Eifer von italienischen Sozialisten aufgenommen sei. Unter ihnen ragen durch Temperament und Betriebsamkeit die jungen Literaten Arturo Labriola und Enrico Leone hervor, deren Hauptschriften sind: A. Labriola, Riforma e rivoluzione sociale 1904, und E. Leone, Il sindacalismo 1907. Die beiden jungen Männer vertreten ihre Ideen in selbständigen, gut geleiteten Zeitschriften: Labriola bis 1907 in der „Avanguardia", seitdem in den „Pagine libere"; Leone in dem „Divenire sociale" (Rom seit 1906).

Von deutschen Sozialisten ist es meines Wissens nur Robert Michels, der ausdrücklich die Ideen des revolutionären Syndikalismus vertritt. (Denn den Anarcho-Sozialismus Friedebergs und anderer deutscher „Lokalisten" wird man nicht ohne weiteres mit der neuen französisch-italienischen Doktrin identifizieren dürfen.) Da er jetzt sich dauernd in Italien niedergelassen hat und da er seiner zufälligen Geburt als Deutscher keinen besonderen Wert beimißt, auch seine propagandistischen Arbeiten fast ausschließlich in italienischen oder französischen Zeitschriften erscheinen läßt, so können wir ihr ihn ruhig zu gleichen Teilen der französischen und italienischen Literatur des Syndikalismus zurechnen.

Welches nun aber sind die syndikalistischen Ideen selbst? Wie lassen sie sich zu einer gedanklichen Einheit zusammenfassen?

Ein erster wichtiger Teil der syndikalistischen Lehren ist Kritik: Kritik der herrschenden Richtungen in der sozialistischen Bewegung. Die Kritik nimmt ihren Ausgangspunkt von der Beobachtung (die die Syndikalisten zu machen glauben): daß der Sozialismus im Begriffe ist, zu „degenerieren"; das heißt flach, matt, schlapp, träge, konventionell zu werden, mit einem Worte: zu verbürgerlichen. Daß er also im Begriffe ist, seine alte revolutionäre Kraft einzubüßen und zu einer beliebigen Reformbewegung herabzusinken. Schuld daran soll vor allem seine Ablenkung in der Richtung einer vorwiegend politisch-parlamentarischen Tätigkeit sein. Im reinen Politizismus und Parlamentarismus sind nach der Meinung der Syndikalisten alle Keime verborgen, die zum Fäulnisprozesse geführt haben, dem die sozialistische Bewegung in unserer Zeit unterliegt. Extensiv ebenso wie intensiv muß eine Bewegung verflachen, die in den Sumpf des Parlamentarismus gerät. Extensiv:

weil das Bestreben, bei den Wahlen zu den Parlamenten möglichst viele Stimmen auf die eigenen Kandidaten zu vereinigen und möglichst viele Abgeordnete durchzubringen, mit Notwendigkeit dazu verleiten muß, den Kreis der Anhängerschaft durch Milderung des eigenen Programms tunlichst auszuweiten, wir würden sagen: die Schar der Mitläufer nach Kräften durch eine ihrer Härten und Spitzen beraubte Politik zu vergrößern. Eine Arbeiterbewegung, die in den Wahlkampf eintritt, muß die Tendenz haben, sich zu einer demokratischen Volkspartei auszuwachsen, „in Demokratie zu verkümmern" (degenerazione in democrazia), weil sie der Versuchung nicht widerstehen kann: „de patronner les intérêts de tous les groupes en décadence ou déchus" (die Interessen aller niedergehenden oder tiefstehenden Schichten der Bevölkerung zu vertreten). Damit aber hört sie natürlich auf, reine Arbeiterpartei, reine Klassenvertretung: „uniquement préoccupé des intérêts des travailleurs salariés", „nur besorgt um die Interessen der Lohnarbeiterschaft", zu sein.

Ebenso muß eine im Parlamentarismus endigende Bewegung intensiv (wie man es ausdrücken könnte) verflachen, weil ihr Bestreben offenbar dahin gehen muß, nun sie einmal ins Parlament eingemündet ist, soviel Macht wie möglich zu erringen. Und das kann sie — auf dem Felde des parlamentarischen Kampfes — nur dadurch, daß sie opportunistische Politik treibt: das heißt kompromisselt, das heißt — um des Teilerfolges willen — von ihren letzten Forderungen nachläßt.

Die Syndikalisten erblicken also im Revisionismus, Reformismus, Millerandismus die notwendige und natürliche Konsequenz einer politisch-parlamentarischen Arbeiterbewegung. Sie geben den Revisionisten wenigstens ihre Ehrlichkeit und ihre Folgerichtigkeit zu, während sie vom orthodoxen Marxismus behaupten, daß er zwar die Arbeitersache, die Sache der Revolution, ebenso verraten habe wie jeder beliebige Millerandist, daß er obendrein aber noch verlogen und unehrlich sei, weil er die revolutionäre Phrase nach wie vor im Munde führe.

Endlich aber erblicken sie im Parlamentarismus eine Gefahr für die proletarische Bewegung, weil er zur Bildung einer Oberschicht von „Intellektuellen", zur Bildung einer Führerkaste Anlaß gibt, die allmählich die Fühlung mit dem Proletariat verliert und damit unfähig wird, die Stimmungen und Wallungen des arbeitenden Volkes zu verstehen und zu vertreten. Ja, die sogar zu einer Feindin der Arbeiterbewegung werden kann, weil diese auf Beseitigung aller Ausbeutungsverhältnisse dringt, die Intellektuellen aber (denen eben die Leitung einer rein parlamentarisch-politischen Bewegung zufällt) an der Erhaltung der Ausbeutungsverhältnisse interessiert sind, weil sie (als soziale Gruppe) von der Ausbeutung leben (Gedanke Lagardelles).

Offenbar bedeutet nun aber die Versumpfung des Sozialismus eine schwere Gefahr: für die Arbeiterklasse, aber auch für die Menschheit. Die Arbeiterklasse läuft dabei Gefahr, daß ihre spezifischen Klasseninteressen keine genügende Berücksichtigung mehr finden, weil ja die sozialistische Partei mit Gott und der Welt es nicht verderben möchte. Im Interesse der gesamten Kulturentwicklung aber ist diese Wendung deshalb zu bedauern, weil durch sie das Proletariat verhindert wird, seine historische Mission zu erfüllen, die darin bestanden haben (oder bestehen) soll, die Welt mit neuem Geist zu erfüllen, auf daß sie noch einmal jung werde und an proletarischem Wesen noch einmal genesen könne (eine genauere Darlegung dieses Verjüngungsprozesses ist — soviel ich sehe — bisher in der syndikalistischen Literatur noch nicht versucht worden).

Der politische Sozialismus dagegen bietet keinerlei Kulturinteresse: er ist eine Fortführung, eine Verallgemeinerung, eine Verbreiterung der bürgerlichen Kultur: nicht mehr. Er vermag die Welt nicht auf einen neuen Ton zu stimmen. Und nur diese gründliche Neugestaltung der menschlichen Kultur würde unsere Teilnahme zu erwecken vermögen.

Will man aber die Gefahr meistern, die der sozialen Bewegung in der Gegenwart droht, so bleibt nichts anderes übrig, als sie aus der Umschlingung des politischen Sozialismus zu befreien, sie wieder zu einer reinen Klassenbewegung zu machen, die rein proletarische Interessen vertritt und in rein proletarischen Formen sich bewegt. Damit ist das Ziel klar vor Augen gestellt: es ist die radikale Beseitigung alles kapitalistischen Wesens, vor allem also der kapitalistischen Produktionsweise. Ebenso klar ist aber auch der Weg vorgezeichnet, den die Bewegung einzuschlagen hat: sie muß wieder auf die ihr eigenen Formen der Betätigung zurückgeführt werden.

Wie der politische Sozialismus in allem nur eine Weiterbildung des Kapitalismus ist, so hat er auch von diesem und seiner Vertreterin, der Bourgeoisie, die Form des Kampfes entlehnt: die politische Partei. Diese spezifische Betätigungsform bürgerlicher Interessen kann aber nicht auch die Form sein, in der sich die proletarischen Interessen Geltung verschaffen. Das ist vielmehr der Gewerkverein: die Trade Union, das Arbeitersyndikat. Will man also die soziale Bewegung wieder zu einer rein proletarischen Klassenbewegung zurückbilden, so muß man die Gewerkschaft (ich gebrauche diesen Ausdruck immer in gleichem Sinne wie Gewerkverein) zur Trägerin dieser Bewegung machen; die politische Partei der Sozialisten aber muß man völlig ausschalten. Die Gewerkschaft ist tatsächlich eine aus rein proletarischem Interesse geborene Einrichtung, bei deren Werden keinerlei „theoretische" Erwägungen mitgewirkt haben. Sie verdient deshalb mehr Beachtung als irgendein sozialistisches Dogma, weil sie der unmittelbare, unverfälschte Ausdruck dessen ist, was in der Lohnarbeiterschaft nach Betätigung drängt.

Die neue Richtung aber nennt sich die syndikalistische, weil sie eben die ganze proletarische Bewegung statt auf sozialistische Dogmen auf die nackte Tatsache der Gewerkschaft aufbauen will: gegenüber dem künstlichen und gebrechlichen Parteisozialismus entwickelt sich immer mehr der „Sozialismus der Institutionen": das heißt also der von selbst entstandenen Einrichtungen des Proletariats (Lagardelle). „Der am meisten charakteristische Zug, der innerlichste philosophische Geist des Syndikalismus beruht in der Ueberordnung, die er der Tatsache der Organisation über die einzelnen Ideologien zuteil werden läßt" (Leone).

Der Gewerkverein hat aber für die moderne soziale Bewegung nicht nur deshalb die überragende Bedeutung, weil er ihr einziger Träger in der Gegenwart ist, sondern vor allem auch deshalb, weil er die Zelle der neu sich bildenden sozialistischen Gesellschaft darstellt: in der Zusammenschließung der einzelnen Gewerkschaften zu Föderationen, die ihren Mittelpunkt in den Gewerkschaftshäusern (den Bourses du travail) finden, haben wir die Form zu erblicken, in der sich die zukünftige Gesellschaft aufbauen wird: die Bourses du travail sind geradezu: „des administrations de la Commune ouvrière en formation" (Sorel).

Man soll nämlich nicht etwa dem Wahne verfallen, die neue Gesellschaft könne auf dem Wege der Verstaatlichung oder Verstadtlichung eingeleitet oder gar auf einem System von Staats- oder Gemeindebetrieben aufgebaut werden. Nichts törichter als dieser Gedanke, bei dem man ganz übersieht, daß alsdann ja im Grunde nur die bürgerlich-kapitalistische

Produktionsweise und die ihr entsprechende Gesellschaftsstruktur mit einigen Modifikationen erhalten würde: Die Hierarchie innerhalb der Betriebe bliebe dieselbe, ebenso bliebe die Hierarchie der staatlichen Aufsichts- und Verwaltungsbeamten dieselbe. An Stelle einer Hierarchie und Bureaukratie träte eine andere: was wäre dadurch Großes gewonnen? Während man doch gerade die hierarchisch-bureaukratische Gliederung in Fabrik und Staat gleicherweise zu beseitigen trachten muß. Dieses Ziel kann man aber nur erreichen, wenn man zu Trägern der Produktion die selbständigen autonomen Arbeiterverbände, die Gewerkvereine macht, und nicht duldet, daß in deren Geschäftsgebaren staatliche Organe hineinreden. Wie denn durch die Uebertragung der wirtschaftlichen Funktionen auf die Arbeiterverbände der Staat überflüssig wird, der jetzt nur dazu dient, die durch die kapitalistische Produktionsweise notwendig werdende Verbindung der einzelnen Produktionswirtschaften herzustellen und diese im Interesse der Bourgeoisie gelegene Organisation durch eigens dafür erzeugte Machtmittel aufrecht zu erhalten. (So etwa würde die antistatische Tendenz der Syndikalisten, über die sie sich nie ganz deutlich aussprechen, wohl zu begründen sein.)

Wie nun wird sich dieser Uebergang aus der kapitalistischen in die sozialistische Gesellschaftsordnung vollziehen? Wiederum sicher nicht in den Formen, die der Altmarxismus uns gelehrt hat: sicher nicht auf dem fast automatischen Wege einer allmählichen Umbildung der bestehenden Wirtschaftsweise in die sozialistische. Auf den Ablauf von Akkumulations- und Konzentrationsprozessen zu warten, liegt den Syndikalisten ebenso fern wie der Gedanke, ihre Hoffnungen auf der allmählichen Verelendung der Massen aufzubauen. Im Gegenteil: die für die soziale Revolution notwendigen Elemente entwickeln sich gerade in Prosperitätsperioden besonders stark (Labriola).

Welches aber sind diese Elemente? Genau genommen gibt es nur Eines, gibt es nur eine treibende und gleichzeitig schöpferische Kraft: den revolutionären Willen des Proletariats, der sich zum Enthusiasmus der Hingabe und der Arbeit ausgestalten muß. In ihm liegt alle Möglichkeit, die alten Produktions- und Gesellschaftsformen zu brechen. In ihm liegen aber auch alle Möglichkeiten einer neuen Produktionsweise eingeschlossen. Diese wird auf einer völlig neuen Moral sich aufbauen: der Moral der entgeltlosen Opferung für das Wohl des Ganzen. Eine Gesinnung, wie sie etwa die Soldaten der Revolutionsarmee in den Jahren 1792 bis 1794 beherrschte, als jeder nichts Höheres kannte, als seine Pflicht zu tun, nur um der Pflicht und um der Freiheit willen, die er in Gefahr wähnte, ohne jede Aussicht auf einen persönlichen Entgelt: „Cet effort vers le mieux qui se manifeste en dépit de l'absence de toute récompense personnelle immédiate et proportionelle" (Sorel).

Auf der Energie des Willens, auf der Begeisterung, auf der Liebe zur Tat baut der Syndikalismus seine Zukunftshoffnungen auf. Deshalb heißt der Spruch für ihn nicht: Im Anfang war das Wort — war die Theorie, die Doktrin, das Dogma — sondern: Im Anfang war die Tat. „Esso non attende dalla storia, ma vuol fare la storia." Er wartet nicht auf die Geschichte, er will Geschichte machen: „ecco tutta la sua filosofia". Das ist seine ganze Philosophie.

Damit sind nun aber auch die Grundzüge seiner praktischen Politik vorgeschrieben: es muß alles vermieden werden, was jenen revolutionären Willen lähmen könnte. Vor allem also ist das Augenmerk der Syndikalisten auf die Entwicklung gerichtet, die die Gewerkvereine nehmen. Da sie ja die Träger der revolutionären Bewegung sein sollen — „organisation

de révolution" —, so ist natürlich der Sache der Revolution nichts so gefährlich als die Versumpfung oder Verbürgerlichung dieser Revolutionsorgane selbst. Zur Verbürgerlichung führt aber schließlich alles, was man gemeinhin als „gewerkschaftliche Politik" bezeichnet, das System also, das die englischen Trade Unions vor allem ausgebildet haben: Kassenwesen, Schiedsgerichte und Einigungsämter, Tarifverträge usw. Ein reicher Gewerkverein wird ängstlich und fürchtet den Kampf; er wird exklusiv gegen die ärmeren Arbeiterschichten; er wird korporativ engherzig. Daher tunlichst Industrieverbände (keine Berufsvereine) zu bilden sind, die man zu Föderationen zusammenzuschließen trachten muß, um der Tendenz zum Korporativismus entgegenzuwirken; daher keine Beiträge und keine Streik- oder gar Versicherungskassenbildung; daher Ablehnung jeder Potitik der Verhandlung oder Verständigung mit dem Unternehmertum. Wie auch sonst jeder Maßregel, die den sozialen Frieden fördern könnte: kein Kompromisseln in den Parlamenten; keine sozialen Reformen; keine humanitären Einrichtungen, die aus „sozialem Geist" entspringen und diesen pflegen sollen, überhaupt: „nur keine Humanitätsduselei!" Sondern Kampf bis aufs Messer! Nur er vermag die schöpferische Kraft sowohl dem Unternehmer wie dem Arbeiter erhalten: denn auch der Unternehmer „degeneriert", wird schlapp, wenn er nicht mehr kämpft, und damit würde der ökonomische Fortschritt verlangsamt werden, auf den doch die Arbeiterschaft ein entscheidendes Gewicht legt. Im Interesse des Menschheitsfortschritts überhaupt liegt also die „violence prolétaire", die proletarische Gewaltpolitik. „Den Kampf unvermindert zu erhalten, erscheint heute wichtiger als je, in einer Zeit, die soviel Anstrengungen macht, um gegen den Sozialismus den sozialen Frieden auszuspielen." So faßt Sorel seine langen Ausführungen zusammen, die er über die Rolle der Gewalt in der Geschichte gemacht hatte.

Auf der andern Seite gilt es, alles zu fördern, was den revolutionären Willen stärken hilft, alles also vor allem, was dem Proletariat seinen Klassengegensatz zur bürgerlichen Welt immer wieder zum Bewußtsein bringt, was seinen Haß gegen diese Welt und ihre Träger nährt und auch von neuem schürt. Da erscheint nun aber in der Gegenwart als das geeignetste Mittel, jene Zwecke zu erfüllen: der Streik. In ihm bricht jedesmal von neuem der Antagonismus zwischen Proletariat und Bourgeoisie hervor; in ihm wird jedesmal der Haß von neuem lebendig. Er entfaltet aber auch die Eigenschaften im Proletariat, die dieses braucht, um die soziale Revolution zu vollbringen und die neue Gesellschaft aufzubauen: Solidarität, Opfermut, Begeisterung, Elan. Freilich darf dann der Streik nicht eine wohlerwogene Geschäftstransaktion sein, sondern muß spontan aus den Entschlüssen der aufgereizten Massen hervorbrechen; darf nicht ermöglicht werden durch die Verwendung sorgsam aufgesparter Beiträge, sondern muß ruhen ausschließlich auf der Fähigkeit, Entbehrungen zu ertragen, und auf der Opferwilligkeit anderer Arbeitergruppen, die nun erst freiwillig herbeieilen, um die Streikenden zu unterstützen.

Ist jeder Streik dieser Art ein Mittel, die revolutionäre Leidenschaft neu zu beleben, so in ganz hervorragendem Maße der Generalstreik — die grève générale. Denn in ihm ist jeder Gedanke an engherzige, korporativistische Erfolgs- und Geschäftspolitik ausgelöscht: das Proletariat als Klasse erscheint auf dem Plane, und die Schlachtordnung ist nicht mehr die einer einzelnen Arbeiterschaft gegen einen einzelnen Unternehmer, sondern Klasse gegen Klasse. Jeder Generalstreik nimmt somit gleichsam die letzte große Entscheidungsschlacht vorweg: ist eine Art von Feldmanöver. Denn offenbar: die Form, in der schließlich einmal

die Ueberführung der Produktionsmittel aus dem Besitze der Unternehmerklasse in den der Arbeiterklasse erfolgen wird, wird der allgemeine Generalstreik sein. (Gleichsam eine trockene Barrikade.) Ja — dem Generalstreik wird von den Syndikalisten eine so große Bedeutung für die soziale Revolution beigemessen, daß man in ihm schlechthin das Symbol erblickt.

Wahrscheinlich wird sich nun bei dem Versuche des Proletariats, sich in den Besitz der Produktionsmittel zu setzen, der Staat als Vertreter der kapitalistischen Interessen hindernd in den Weg stellen. Um also den Uebergang in die neue Gesellschaft möglichst glatt zu vollziehen, wird man beizeiten dafür Sorge tragen müssen, daß die alte Staatsmaschine demoliert werde. Alles, was dazu beitragen kann, ist willkommen. Da aber der kapitalistische Staat vor allem auf der Armee ruht, so gilt es in erster Linie, deren Macht zu brechen. Dazu dient die antimilitaristische Propaganda. Der Antimilitarismus steht also in einem besonders engen und organischen Zusammenhange mit dem Syndikalismus, dessen Gedankengängen ich einstweilen gefolgt bin — wie ich hoffe, ohne jede Voreingenommenheit und absichtlich auch ohne alle kritischen Randglossen.

Es ist nun an der Zeit, Stellung zu dieser neuen Richtung des Sozialismus zu nehmen: ein Urteil zu fällen über sein Wesen und seine Bedeutung für Theorie und Praxis der sozialen Bewegung. Das soll in einem folgenden Essay geschehen.

Radikale und Sozialisten.

Die beiden Kongresse in Nancy haben einiges Aufsehen in der Welt erregt, und es ist deshalb wohl angezeigt, die Vorgänge, die sich dabei abgespielt haben, sowie die angenommenen Anträge auf ihre wahre Bedeutung zu prüfen.

Als der Kongreß der Unifizierten französischen Sozialisten sein berühmtes Votum für „den allgemeinen Aufstand und den Generalstreik im Kriegsfalle" abgegeben hatte, durchbrauste Frankreich ein Sturm der Entrüstung, und der öffentliche Unwille nahm noch zu, als Jaurès vergebliche Anstrengungen machte, diesen Beschluß auch auf dem Stuttgarter Internationalen Kongreß durchzusetzen. Unsere „Unifizierten" waren, *so schien es*, als die einzigen ihrer Partei in Europa, fest entschlossen, die Armeen ihres Landes dem Feinde gegenüber einer organischen Zersetzung und Auflösung entgegenzuführen.

Diesen Schein halte man nun aber nicht für eine Wirklichkeit. Jaurès und seine Freunde bestreiten jetzt mit aller Entschiedenheit, daß die von ihnen votierten Worte den ihnen allgemein untergelegten Sinn hätten. Sie haben unrecht, insofern dieser klare Wortlaut sich nicht deuteln und drehen läßt. Sie haben recht, wenn man den Grundgedanken, der sie geleitet hat, in Erwägung zieht. Ich bin mit den meisten von ihnen gut bekannt, habe mit ihnen dieses wichtige Thema oft genug besprochen und weiß, daß sie ihrem französischen Vaterlande von Herzen zugetan und weit davon entfernt sind, es verteidigungsunfähig machen zu wollen. Was speziell Jaurès anbelangt, so beweisen einige der feurigsten Reden, die er in den letztvergangenen Jahren gehalten hat, daß er in diesem Punkte mit allen guten Franzosen übereinstimmt. Und man sage, was man wolle, aber Jaurès ist kein Virtuose, dem es nicht darauf ankommt, heute diese und morgen jene Bravourarie zu singen.

Wie in aller Welt hat sich nun die Partei auf diesen Abweg verirrt? Das weiß ich nicht, glaube aber, erraten zu können, was eigentlich vorgegangen ist.

Jaurès ist erstens ein metaphysischer Politiker, dem es leicht passiert, daß er die

Wirklichkeit durch den Schleier der Philosophie ansieht. Ihm bedeutet die allgemeine Verbrüderung der Arbeiter eine dereinstige politische Allmacht des Proletariats, und diese Voraussetzung verleitete ihn dazu, die Handvoll Anarchisten, der, dank der Lässigkeit der echten und vernünftigen Sozialisten, die Vorherrschaft in der Partei zugefallen ist, für einen wesentlichen Bestandteil des Gebäudes der Zukunft zu halten, und hieraus ergab sich dann für ihn die Notwendigkeit, nicht ganz mit ihnen zu brechen, so verschieden und gegensätzlich Jaurès' Ideen und die Rasereien, die bei diesen Gewaltmenschen die Ideen ersetzen, auch sonst sein mögen.

Ferner ist Jaurès ein Taktiker und neigt zu ganz außergewöhnlichen Kombinationen, wenn sie ihm seiner Partei vorteilhaft zu sein scheinen. So hat er, wie man behauptet, um Jules Guesde entgegenzuarbeiten, eine Art Bündnis zustande gebracht zwischen dem gemäßigsten Teile der Unifizierten Partei (den alten parlamentarischen Sozialisten) und der zu Gewaltmaßregeln neigenden Fraktion, die mit den Anarchisten verwandt ist. Aus diesem Bündnis scheint denn auch in der Tat die Majorität der Kongreßmitglieder hervorgegangen zu sein.

Diese Verhältnisse erklären die Beschlußfassung des Nancyer Unifizierten Kongresses. Es galt Hervé zu bekämpfen, dessen Theorien gewisse Vorgänge der Gegenwart zu einer künstlichen Wichtigkeit verholfen hatten, und dem daran gelegen scheint, durch lärmvolle Herausforderungen des gesunden Menschenverstandes die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Der Kongreß beseitigte also zunächst den Hervéismus, für den bei der Abstimmung nur eine geringe Minderheit eintrat, und suchte dann nach einem Wortlaut, der die Besiegten nicht zu sehr ärgern sollte. Er mußte also knallrot ausfallen und doch den Vaterlandsbegriff nicht aufheben; vor allen Dingen aber galt es, den an sich lobenswerten Gedanken zu betonen, daß der Krieg durch die Intervention des Proletariats unmöglich gemacht werden müsse. Die Fassung dieses Beschlusses fiel kläglich ungenügend aus, worüber sich niemand wundern wird. Wenn man in einer geschlossenen Versammlung debattiert und das große Publikum aus dem Auge verliert, nur die Meinungen der Anwesenden beachtet, und um Uneinigkeit zu vermeiden, entgegengesetzte Ideen in Einklang zu bringen sucht, dann verfällt man leicht in die verkehrtesten Irrtümer. — Gäbe es einen Kongreß von Arithmetikern, von denen die einen behaupteten, zwei und zwei wäre gleich vier, und die andern, zwei und zwei sind zehn, so würde sich wahrscheinlich eine Majorität bilden, die, um einen gemütlichen Ausgleich zu erzielen, beantragen würde, zwei und zwei sei gleich sieben.

Durch diese Beschlußfassung band man sich die Hände, durfte nicht mehr bereuen und sie widerrufen, mußte sie in Stuttgart gegen Freund und Feind verteidigen, und beging so eine noch größere Torheit als in Nancy, indem es nun den Anschein hatte, als wären unsere Unifizierten die einzigen antipatriotisch gesinnten Sozialisten von Europa.

*

Ich vermute also, daß die in Nancy abgegebene Erklärung der eigentlichen Gesinnung ihrer Urheber nicht entspricht, und daß vielmehr parteipolitische Rücksichten gewaltet haben. Wenn sie jetzt den unliebsamen Wortlaut durch künstliche Deutungen abzuschwächen suchen, so haben sie nur das im Sinne, was sie sagen wollten, nicht, was sie gesagt haben. Unleugbar ist jedenfalls, daß dieser Wortlaut keineswegs die Meinungen ausdrückt, zu denen sich die Gesamtheit der Unifizierten Partei bekennt.

Eine gewisse Anzahl Deputierter der Partei hat sich auch schon dagegen erklärt, und noch zahlreicher sind diejenigen, die sich noch nicht öffentlich geäußert haben, ihre

Ansicht aber nicht verhehlen. Und steigt man endlich von dem Generalstab zu dem großen Haufen der Wähler herab, so wird es noch unzweifelhafter, daß nur eine sehr geringe Minorität mit einer Schwächung der Landesverteidigung einverstanden sein würde, und daß diese Minorität meistenteils aus Leuten besteht, die mehr anarchistisch als sozialistisch denken. —

Die Bergarbeiter im Pas de Calais, die zu den entschiedensten Anhängern des Kollektivismus zählen, empfingen neulich, ohne nennenswerten Widerspruch, den Minister Briand, den die Sozialisten nicht ohne Grund als einen Fahnenflüchtigen betrachten, und dem seine Wähler in Saint-Etienne vor einigen Monaten einen üblen Empfang bereiteten: Diese Tatsache beweist, was für einen Umschwung in der Gesinnung der Arbeiter der Beschluß der Unifizierten in Nancy herbeigeführt hat. Denn der ehemalige Anhänger des Generalstreiks, der jetzt im Ministerium sitzt, stellte sich auf den Boden des Patriotismus.

Die Grenzlinien, die in Frankreich die Parteien voneinander trennen, sind nämlich nicht so scharf markiert, wie sie bei euch in Deutschland zu sein scheinen. In den Volksmassen herrscht bei uns Haß gegen die sozialen Mißbräuche, gegen die Ungerechtigkeit der tatsächlichen Privilegien, eine starke Sehnsucht nach demokratischen Reformen, aber man achtet wenig auf theoretische Verschiedenheiten und Nuancen. Für die Parteidogmen und Personenfragen begeistern sich wohl die Häupter und ihre unmittelbaren Gefolgschaften, die ihre bestimmten Ansichten haben, aber die große Masse teilt diese Begeisterung nicht. Ich kenne wesentlich radikale Bezirke, die Unifizierte gewählt haben, weil sie sich besser für die Verteidigung der gemeinsamen Sache zu eignen schienen, und mehr als ein Radikaler erhielt (wie dies bei mir der Fall war) die Stimmen vieler Unifizierten Sozialisten, weil er den Interessen seiner Wähler nicht zuwidergehandelt hatte. Das allgemeine Stimmrecht ist dem republikanischen Block entschieden zugetan, es fürchtet sich in vielen Gegenden nicht vor den Theorien, deren sofortige Ueberführung in die Praxis nicht auf der Tagesordnung steht: es denkt nur an die Bekämpfung der politischen oder sozialen Reaktion und der Mißbräuche, unter denen es zu leiden hat, und zwingt daher die Parteien, die sonst der persönliche Ehrgeiz der einzelnen und Lehrunterschiede gegeneinander hetzen würden, zur Einigkeit. Im übrigen brauche ich hier kaum noch zu bemerken, daß diese breiten Schichten der vorgeschrittenen Demokratie von dem Hervéismus und der Untergrabung unseres Heereswesens nichts wissen wollen, und daß, wenn die Häupter der Unifizierten Partei eine solche Idee in ihr Programm aufnähmen, diese Partei bald auf eine geringe Anzahl Gewaltmenschen herabgemindert sein würde.

Gegen den in Nancy gefaßten Kongreßbeschluß sind also sehr viele Erwählte der Partei und fast alle ihre Wähler. Die ihn verteidigen, tun es nur, indem sie ihm den Sinn beilegen, den ihm seine Urheber heute unterschieben. So hörte ich, sowohl in den Dörfern meines Wahlbezirks, wie in den Wandelgängen des Palais Bourbon, sehr aufrichtige, aber von grenzenlosem Vertrauen zu Jaurès beseelte Leute die Behauptung aufstellen, der Text der Resolution laute keineswegs dahin, daß die Sozialisten nicht ihre ganze Schuldigkeit tun würden, wenn das Vaterland verteidigt werden müßte. — Der Glaube bringt eben solche wunderbaren Wirkungen hervor! Haben doch anderthalb Jahrhunderte hindurch manche behauptet, gewisse Sätze fänden sich in den Schriften des Jansenius, und andere, sie wären nicht darin zu finden, — als ob es nicht leicht gewesen wäre, nachzusehen! Es gibt also überall Leute, die nur durch die Brille ihrer persönlichen Ueberzeugung lesen können.

Jedenfalls dürfen wir behaupten, daß man im Auslande gröblich irren würde, wenn man im Kriegsfalle auf die indirekte Beihilfe irgendeiner Partei rechnet, wie sie die Resolution von Nancy in Aussicht zu stellen scheint. Eine solche Gesinnung findet man in Wirklichkeit nur bei sehr wenigen exaltierten Menschen, bei Anarchisten, und auch von diesen kann man annehmen, daß sie sich in Anbetracht der schweren Strafen, denen sie sich aussetzen, eines besseren besinnen würden.

*

Zu jeder anderen Zeit hätte der in Nancy zur Annahme gelangte Antrag, bei allem scharfen Tadel, doch nicht ein so übermäßiges Aufsehen erregt wie gerade jetzt. Aber er kam gewissen Bestrebungen gelegen, die aus ganz anderen Gründen, als aus Vaterlandsliebe, seine Bedeutung in ungebührlicher Weise aufzubauschen beliebten.

Seitdem die letzten Wahlen der radikalen und sozialistisch radikalen Partei eine starke Majorität in der Kammer verschafft haben, lassen es sich viele Leute sehr angelegen sein, den Block der Linken zu zersprengen, mit den sozialistischen Gruppen zu brechen, und die Radikalen zu den gemäßigteren Elementen des Zentrums hinzudrängen. — Es muß hier gesagt werden, daß dieser Plan gewisser Radikalen keineswegs der Furcht vor dem Programm der Sozialisten, sondern der Furcht vor ihrem eigenen Programm entstammt. — Die antiklerikalen Reformen sind vollzogen, und diejenigen, die jetzt in Angriff genommen werden sollen, verlangen vermöge ihrer fiskalischen, wirtschaftspolitischen Natur von den Gesetzgebern, die zu der Klasse der Bourgeois gehören, das Opfer einiger ihrer materiellen Interessen. Die Einkommensteuer, Arbeiterpensionen, Verstaatlichung der Eisenbahnen usw. sind lauter Reformen, deren Kosten die mittleren, wohlhabenderen Klassen aufbringen müßten. Daher hat so mancher, der sie sein ganzes Leben hindurch nicht genug preisen konnte und sie noch bei den letzten Wahlen empfahl, ein Haar in ihnen gefunden, nun sie drohen zu Wirklichkeiten zu werden, und dieses Gefühl ist um so erklärlicher, als sich unter den Neugewählten unserer Partei viele befinden, die sich dem Erfolge angeschlossen haben, und für die das Wort radikal nur ein Reklametitel gewesen ist.

Alle diese möchten sich gern von den Sozialisten trennen, und müßten sich dann nach neuen Bundesgenossen unter den Gemäßigten umsehen, was einem Verzicht auf die Reformen gleichkommen würde. Diese Fahnenflucht einzugestehen, würde man nun nicht wagen, aber man würde halbe Maßregeln und ungenügende Lösungen auf die Namen dieser Reformen taufen oder es dem Senat überlassen, sie entweder auf unbestimmte Zeit zu verschieben oder sie ganz fallen zu lassen, ohne sich auf den Kampf einzulassen, der allein den Forderungen der Demokratie einen endgültigen Sieg verschaffen könnte.

Ueberhaupt ist das immer die Geschichte der Parteihäupter in Frankreich gewesen. Aufrichtige Anhänger der kühnsten Reformen, solange sie der Opposition angehören, gelangen schließlich durch die Volksmassen ans Ruder. Dann aber scheinen sie sich vor ihrem eigenen Siege zu fürchten. Sie lassen sich von den privilegierten Klassen, mit denen sie bisher im Kampfe lagen, umgarnen und zähmen. Eigennutz, Snobismus, die Schmeicheleien der Aristokratie, der Einfluß der Regierungskreise, die sie umgeben, die Furcht vor den Reformen und den Verantwortlichkeiten, denen sie sich aussetzen würden, bewirken, daß sie sich gegen die Sache des Volkes wenden, dem sie ihre Macht verdanken. Dies ist die Geschichte Mirabeaus, Barnaves und vieler anderer während der ersten Revolution; der Liberalen der Restauration, die unter Louis Philippe herrschten, bis sie eine Revolution der Verachtung hinwegfegte; der

gemäßigten Republikaner von 1848 und schließlich des Opportunismus, den die radikale Partei aus allen seinen Positionen allmählich hinauswarf.

Seit anderthalb Jahren sinnen nun viele, wie sie wohl die radikale Partei in dieses Geleise bringen könnten, obgleich der einzige Berechtigungsgrund dieser Partei sich aus der Fahnenflucht anderer Republikaner herleitet. Es scheint sicher zu sein, daß der gegenwärtige Vorsitzende des Staatsrates an eine solche Umwandlung denkt, so entschieden sie seiner ganzen Vergangenheit widersprechen würde. — Schon seit dem Anfang der Legislaturperiode ist der Versuch gemacht worden, sich die während der Wahlzeit angefachten Feindschaften zu Nutzen zu machen. Unter den Parteihäuptern der Unifizierten schwanken viele zwischen dem Entschlusse, mit uns Radikalen an den versprochenen Reformen mitzuarbeiten und dem leidenschaftlichen Verlangen, uns als die Vertreter einer volkstümlichen Politik in Mißkredit zu bringen und zu stürzen. Daher der heftige Ton ihrer Wahlpolemik, die sich zwar bei den Stichwahlen der Mäßigung befliß, aber den alten Groll nicht vergaß. Dieser Kampf genügte indes noch nicht, man vermochte nicht einen vollständigen Bruch herbeizuführen.

Nach dem Kongreß von Nancy hielt man sich für besser gerüstet, indem man der ganzen sozialistischen Partei die Schuld einiger weniger zuschieben konnte. Die Unifizierten, erklärte man mit großem Geschrei, seien die eventuellen Verbündeten und Helfershelfer des Auslandes, das den Krieg wolle, jedes Bündnis mit einer Partei, die sich zum Hervéismus bekenne, sei unmöglich. — Die ganze ministerielle Presse, die ganze Presse der rückschrittlichen Republikaner, alle Zeitungen, die der Einkommensteuer den Krieg erklärt hatten, beteiligten sich an diesem Manöver. Wer ihre Hetzartikel las, konnte glauben, der Bruch sei schon im voraus vollzogen.

*

Unter so gestalteten Umständen nun versammelte sich der Kongreß der radikalen und sozialistisch radikalen Partei, deren ausscheidender Vorsitzender ich war, in derselben Stadt Nancy, wo zwei Monate vorher die Unifizierten getagt hatten. Selten hatte er so viel Mitglieder gezählt, an tausend Delegierte hatte die Wichtigkeit der zu erledigenden Anträge von allen Punkten herbeigerufen. Aber als man nun Fühlung miteinander gewann, stellte es sich zum größten Erstaunen aller heraus, daß niemand mehr von einer Sprengung des Blockes sprach. Diese Politik, der die Presse einen gewissen Sieg vorausgesagt hatte, und für die noch tags zuvor maßgebende Persönlichkeiten Anhänger warben, war abgetan, und einstimmig, ohne Debatte, unter großartiger Begeisterung wurde die Tagesordnung angenommen, die ich mit einem halben Dutzend Freunden zusammengestellt hatte.

Was drückt diese Tagesordnung aus? Zwei bestimmte, klare Gedanken.

Erstens, daß wir mit denjenigen, die die Heere der Republik in Friedenszeiten durch Desertion, im Kriege durch Aufstand und Generalstreik zu schwächen versuchen sollten, uns nie verständigen noch ein Bündnis eingehen können, und daß die Radikalen ihnen nun und nimmermehr ihre Stimmen geben werden.

Zweitens, daß wir keinen Grund sehen, mit irgendeiner der sozialistischen Parteien zu brechen, noch den alten republikanischen Block auseinander fallen zu lassen. Diejenigen würden sich in unseren Augen selber ausschließen, die nicht unumwunden die von uns verurteilten antipatriotischen Machenschaften mißbilligen sollten.

Aber man kann von vornherein sicher sein, daß vor den Wählern nur wenige sich unterstehen werden, sich zu so empörenden Ansichten zu bekennen, und daß solche Kandidaten sehr wenig Stimmen gewinnen werden.

Camille Pelletan.

Die Vaterlandsliebe und die Jungfrau von Orleans.

Von Anatole France.

Das Wort Vaterland existierte nicht zur Zeit der Jungfrau von Orleans, man sagte: das Königreich Frankreich. Niemand, auch die Rechtskundigen nicht, kannten die Grenzen, die sich fortwährend veränderten. Es herrschte eine unendliche Mannigfaltigkeit von Gesetzen und Gerechtsamen, Streitigkeiten zwischen den Territorialherren brachen jeden Augenblick aus. Gleichwohl waren sich die Menschen in ihrem Herzen der Liebe zur Heimat und des Hasses gegen die Fremden bewußt. Wenn der hundertjährige Krieg das Nationalgefühl nicht schuf, so fachte er es doch an. In seinem Quadrilogue invectif zeigt uns Alain Chartier Frankreich in Gestalt einer Frau, deren prächtiges, aber kläglich besudeltes und zerrissenes Kleid die Embleme des Adels, der Geistlichkeit und des dritten Standes trägt: Sie beschwört die drei Stände, sie nicht untergehen zu lassen. „Nächst dem katholischen Glaubensband", sagt sie zu ihnen, „gebeut euch die Natur, die Wohlfahrt eures Geburtslandes zu schirmen und die Regierung zu verteidigen, unter der euch Gott werden ließ und Leben lieh." Und solche Grundsätze verficht nicht bloß ein Humanist, der Bürgertugenden in den Schriften der Alten studiert hat. Auch einfachen Franzosen war es eine Herzenspflicht, ihrem Vaterlande zu dienen. „O daß der König aus seinem Reiche verjagt ist und wir Engländer werden müssen!" jammert 1428 ein lothringscher Reisiger. Die Untertanen der Lilienblumen hielten sich so gut wie die des Leoparden verpflichtet, ihrem rechtmäßigen Herrn die Treue zu wahren. Aber wenn dem Lande oder Ländchen, zu dem sie gehörten, eine nachteilige Veränderung widerfuhr, fügten sie sich sehr leicht darein; denn ein Land nimmt zu oder ab, je nach der Macht oder dem Glück, dem guten Recht oder dem Belieben des Besitzers, und es kann durch Heiraten, Geschenke oder Erbschaften zerstückelt, durch mancherlei Verträge veräußert werden. Um ihre Freude zu bezeigen, bestreuten die Einwohner von Paris beim Abschluß des Vertrages von Bretigny, der König Jeans Herrschaftsgebiet stark schmälerte, die Straßen mit Blumen. Tatsächlich wechselten die Fürsten ihre Untertanenschaften, soweit die Notwendigkeit es erheischte. Juvénal des Ursins erzählt in seinem Tagebuche, nach der Eroberung der Normandie durch die Engländer habe eine Witwe mit ihren drei Kindern ihren Landbesitz aufgegeben, um nicht dem überseeischen König den Huldigungseid leisten zu müssen. Aber wieviel normannische Grundherren waren es, die sich wie sie weigerten, sich in die Gewalt der alten Landesfeinde zu begeben? Gingen doch in der Loyalität die Mitglieder der königlichen Familie selber nicht immer mit gutem Beispiel voran! So erbot sich der Herzog von Bourbon im Namen aller mit ihm gefangenen Prinzen königlichen Geblüts, sich nach Frankreich zu begeben und dort wegen der Abtretung von Harfleur zu verhandeln; weigere sich aber der königliche Staatsrat, so würde er Heinrich V. als König von Frankreich anerkennen.

Jeder dachte zuerst an sich. Wer Land besaß, schuldete sich seinem Lande; sein Feind war ihm der Nachbar. Der Bürger kannte nur seine Stadt. Der Bauer wechselte seinen Herrn, ohne etwas davon zu erfahren. Was man heutzutage einen Staat nennt, zu bilden waren die drei Stände des Königreiches nicht einig genug.

Allmählich aber vereinte die Königsmacht die Franzosen, und diese Einigung gestaltete sich um so fester, je mächtiger das Königtum wurde. Im 16. und 17. Jahrhundert nahm der Eifer, gemeinsam zu denken und zu handeln, durch den die Nationen groß werden, bedeutend zu, wenigstens bei den Familien, die der Krone Beamte lieferten, und teilte sich sogar geringeren Leuten mit. Rabelais läßt François Villon und den König von England in einer so kriegerisch und ruhmredig gehaltenen Erzählung auftreten, daß sie für einen Grenadier Napoleons gepaßt hätte. In der Vorrede seiner „Pucelle" spricht Chapelain von „den Augenblicken, wo das Vaterland, das uns eine gemeinsame Mutter ist, aller seiner Kinder bedarf". Der alte Dichter drückt sich also schon so aus wie der Verfasser der Marseillaise.

Es läßt sich mithin nicht leugnen, daß es schon unter dem alten Regime ein Vaterlandsgefühl gab. Gleichwohl war der Zuwachs, den es durch die Revolution erfuhr, ein unermeßlich großer. Sie gab der Nation den Begriff der Einigkeit und der Integrität des Landes. Sie dehnte das Recht, zu besitzen, das bisher nur wenige genossen hatten, auf alle aus und teilte so gewissermaßen das Vaterland unter die Bürger. Dadurch aber, daß die neue Gesellschaftsordnung den Bauern das Recht gab, ein Eigentum zu haben, legte sie ihnen auch die Verpflichtung auf, ihr wirkliches oder mögliches Eigentum zu verteidigen. Die Waffen zu ergreifen ist eine gemeinsame Notwendigkeit für alle, die Land erwerben oder zu erwerben gedenken. Kaum genoß der Franzose Menschen- und Bürgerrechte, kaum besaß er ein Haus oder einen Acker, da kamen die Heere des verbündeten Europa und wollten ihn wieder „der alten Sklaverei überliefern". Der Patriot wurde nun Soldat, und es kamen 23 Kriegsjahre, die mit ihren Siegen und Niederlagen unsere Väter in der Liebe zum Vaterland und dem Haß gegen die Fremden befestigten.

Seitdem haben die Fortschritte der Industrie zwischen den verschiedenen Ländern Rivalitäten wachgerufen, die täglich heftiger auftreten und schließlich den Imperialismus, die koloniale Expansion und den bewaffneten Frieden geschaffen.

Aber wieviel gegensätzliche Kräfte regen sich in dieser neuen grauenvollen Weltordnung! Die Großindustrie hat in allen Ländern eine neue Bevölkerungsklasse entstehen lassen, die nichts besitzt, keine Hoffnung hat, je etwas zu besitzen, sich keines der Güter des Lebens erfreut, nicht einmal des Tageslichtes, und die deshalb die auswärtigen Völker nicht mit Schrecken und Haß betrachtet: Sie können ja nicht kommen, ihr etwas zu *nehmen*! Gleichzeitig sind auf allen Märkten der Welt Finanzmächte entstanden, die zwar noch die alten Ueberlieferungen heilig zu achten vorgeben, aber ihrer Natur nach jedem Patriotismus und Nationalgefühl entgegenwirken. Die Herrschaft des Kapitals hat in Frankreich wie sonst überall die Internationale der Arbeiter und den Kosmopolitismus der Finanziers geschaffen.

*

Heute wie vor 2000 Jahren muß man, um die Zukunft zu erraten, nicht auf das achten, was die Mächtigen der Erde alles unternehmen, sondern den verworrenen

Regungen der Volksseele nachgehen. Diesen bewaffneten Frieden, der so schwer auf ihnen lastet, werden die Völker nicht ewig ertragen. Sehen wir doch, wie sie sich mehr und mehr zu gemeinschaftlicher, organisierter Arbeit verbünden!

Ich glaube an eine zukünftige Union der Völker und sehne sie herbei mit jener Liebe zu dem Menschengeschlecht, die, entstanden in dem Bewußtsein der lateinischen Rasse zur Zeit Senecas und Epiktets und auf viele Jahrhunderte durch die europäische Barbarei erstickt, in den hochsinnigsten Herzen der Neuzeit wieder entbrannt ist. Vergebens wird man mir entgegnen, dies sei eine Illusion, ein Traum, ein frommer Wunsch: das Wünschen bahnt das Vollbringen an, und daß die Träume der Philosophen in Erfüllung gehen, dafür sorgt die Zukunft. Aber daß wir uns schon jetzt eines ungestörten Friedens für versichert halten könnten, wäre törige Behauptung. Der heiße Wettbewerb, der zwischen den Nationen im Handel und in der Industrie stetig zunimmt, weist vielmehr auf die Wahrscheinlichkeit zukünftiger Konflikte hin und nichts verbürgt uns, daß nicht eines Tages Frankreich in einen europäischen oder einen Weltkrieg verwickelt werden wird. Und die Pflicht, beizeiten an unsere Verteidigung zu denken, mehrt nicht wenig die Schwierigkeiten, die uns im Innern der wilde Konkurrenzkampf der verschiedenen Bevölkerungsklassen bereitet.

Ich konnte nicht anders, ich mußte über dieses wichtige Thema, was mir die Wahrheit schien, offen sagen; denn es gewährt ja eine so große Befriedigung, wenn man das, was man für ersprießlich und gerecht hält, auch ausspricht.

Will man den Geist einer Zeit, die nicht mehr ist, verstehen, ein Zeitgenosse vergangener Generationen werden, so muß man sich langwierigen, liebevollen Studien unterziehen. Aber die Schwierigkeit beruht nicht so sehr in dem, was man wissen muß, als in dem, was man nicht mehr wissen darf. Was müssen wir nicht alles *vergessen*, wenn wir wirklich im 15. Jahrhundert leben wollen: Wissenschaften, Forschungsmethoden, all den geistigen Erwerb, der uns zu modernen Menschen macht! Wir müssen vergessen, daß die Erde rund ist; daß die Sterne Sonnen sind, keine an einem Kristallgewölbe aufgehängte Lampen; müssen das Laplacesche Weltsystem vergessen und in blindem Vertrauen an die Gelehrsamkeit des heiligen Thomas von Aquino, des Dante und der Kosmographen des Mittelalters unerschütterlich glauben; glauben, daß die Welt in sieben Tagen erschaffen worden ist, und daß die Söhne des Priamus nach der Zerstörung der großen Troja die Königreiche in Europa gegründet haben. So mancher Historiker, so mancher Palaeograph ist unfähig, uns die Zeitgenossen der Jungfrau von Orleans verständlich zu machen. Es fehlt ihm nicht an dem nötigen Wissen, sondern an der nötigen Unwissenheit, an der Nichtkenntnis der modernen Kriegskunst, der modernen Politik, der modernen Religion.

Aber haben wir, soweit es angeht, alles, was seit der Jugend Karls VII. geschehen ist, vergessen, haben wir denken gelernt wie ein Kleriker, der zu Poitiers in der Verbannung lebte, oder wie ein Bürger von Orleans, der auf den Wällen seiner Stadt Dienst tat, so müssen wir bald alle unsere geistigen Hilfsmittel aufbieten, um die Gesamtheit der Geschehnisse zu überschauen und die Verkettung der Ursachen und Wirkungen aufzudecken, alles Dinge, die jenem Bürger und jenem Kleriker entgingen.

„Ich habe meinen Gesichtsbereich verkürzt", sagt Alfred de Vignys Chatterton, um begreiflich zu machen, warum er keine Augen hat für das, was nach der Zeit der alten Angelsachsen vorgegangen ist. Aber Chatterton schrieb Gedichte, Pseudochroniken, nicht Geschichte. Der Geschichtsschreiber muß seinen Gesichtsbereich abwechselnd verlängern und verkürzen. Erzählt er ein Begebnis aus alter Zeit, so braucht er dazu nacheinander und manchmal gleichzeitig die Naivität des Volkes und die gelehrteste Kritik. Er muß sein Inneres in zwei Teile spalten, muß zu gleicher Zeit ein Mensch der Vergangenheit und der Gegenwart sein, sich in zwei Sphären bewegen wie jener sonderbare Held einer Welsschen Erzählung, der in einer kleinen Stadt Englands lebt und sich einbildet, er weile auf dem Grunde des Ozeans. Zu diesem Ende habe ich mir die Schauplätze der Begebenheiten, die ich schildern wollte, genau angesehen; habe das Maastal besucht, als der Frühling ihm neue Blumen und neue Düfte spendete, und habe es wieder besucht in der Jahreszeit, wo Nebel und Wolken es verdunkeln; habe die gefeierten, lachenden Ufer der Loire durchwandert, die Beauce mit ihren weiten, von weißen Wolkenbergen eingefaßten Horizonten, die milde Ile-de-France, die steinige Champagne, wo damals, wie eine Legende erzählt, die von der Krönungsarmee zerstampften niedrigen Weinstöcke sich wieder aufrichteten, um neue Blätter und Früchte zu spenden; ich habe die rauhe Picardie durchschweift, die öden und kahlen Gestade des Golfs der Somme gesehen, über die herbstliche Schwärme von Zugvögeln südwärts dahinflogen; die fette Normandie, Rouen, seine Kirchen, seine alten Kirchhöfe, seine feuchten Gassen, seine alten Holzhäuser mit den spitzen Giebeln. Und dann habe ich mir die Flüsse, Felder, Burgen und Städte so vorgestellt, wie sie vor 500 Jahren gewesen sein müssen.

Ich habe meine Augen an die Gestalten gewöhnt, mit denen damals Menschen und Dinge bekleidet waren. Ich habe die noch erhaltenen Kunstwerke aus Stein, Eisen und Holz untersucht, deren Schöpfer, freier als unsere Künstler und daher auch genialer, alles zu beleben und alles zu schmücken trachteten. Ich habe, so gut ich irgend konnte, die Malereien und Skulpturen studiert, allerdings keine französischen Kunstwerke, denn in Frankreich konnten bei dem allgemeinen Elend die Künste nicht gedeihen, wohl aber in Flandern, in Burgund, in der Provence entstandene Werke, die in einem zugleich affektierten und naiven, bisweilen köstlichen Stil gearbeitet sind. Unter meinen Augen haben die Miniaturen Leben gewonnen, und ich sah im Geiste die Herren in der geschmacklosen Pracht der „Trippstoffe", die Damen und Fräulein, die mit ihren gehörnten Hauben und spitzen Füßen etwas teufelartig aussahen; die Gelehrten an ihrem Pulte, die Reisigen auf ihrem Schlachtrosse und die Kaufleute auf ihrem Maultiere, die Landleute bei den verschiedenen Arbeiten, die ihnen ihr Bauernkalender vorschrieb, die Bäuerinnen, deren große Haube noch heute von den Nonnen getragen wird. Ich bin diesen Leuten nähergetreten, die unsere Mitmenschen waren und sich doch von uns durch tausend Nuancen des Fühlens und Denkens unterschieden; ich habe ihr Leben gelebt, in ihren Seelen gelesen.

Vor Tag.

Nun liegt und zuckt am fahlen Himmelsrand
in sich zusamm'gesunken das Gewitter.
Nun denkt der Kranke: „Tag! jetzt werd ich schlafen!"
und drückt die heißen Lider zu. Nun streckt
die junge Kuh im Stall die starken Nüstern
nach kühlem Frühduft. Nun im stummen Wald
hebt der Landstreicher ungewaschen sich
aus weichem Bett vorjährigen Laubes auf
und wirft mit frecher Hand den nächsten Stein
nach einer Taube die schlaftrunken fliegt,
und grauft sich selber wie der Stein so dumpf
und schwer zur Erde fällt. Nun rennt das Wasser
als wollte es der Nacht, der fortgeschlichnen, nach
ins Dunkel stürzen, unteilnehmend, wild
und kalten Hauches hin, indessen droben
der Heiland und die Mutter leise leise
sich unterreden auf dem Brücklein: leise,
und doch ist ihre kleine Rede ewig
und unzerstörbar wie die Sterne droben.
Er trägt sein Kreuz und sagt nur: „Meine Mutter!"
und sieht sie an, und: „Ach mein lieber Sohn!"
sagt sie. — Nun hat der Himmel mit der Erde
ein stumm beklemmend Zwiegespräch. Dann geht
ein Schauer durch den schweren alten Leib:
sie rüstet sich, den neuen Tag zu leben.
Nun steigt das geisterhafte Frühlicht. Nun
schleicht einer ohne Schuh von einem Frauenbett,
läuft wie ein Schatten, klettert wie ein Dieb
durchs Fenster in sein eigenes Zimmer, sieht
sich im Wandspiegel und hat plötzlich Angst
vor diesem blassen übernächtigen Fremden,
als hätte dieser selbe heute Nacht
den guten Knaben, der er war, ermordet
und käme jetzt die Hände sich zu waschen
im Krüglein seines Opfers wie zum Hohn,
und darum sei der Himmel so beklommen
und alles in der Luft so sonderbar.
Nun geht die Stallthür. Und nun ist auch Tag.

H. von Hofmannsthal.

Glückspeter.

Von August Strindberg.

Schauplatz: Ein Markt.

(Rechts die Arkade des Rathauses; darüber ein Altan mit Plätzen für Bürgermeister und Rat; links das Haus des Schuhmachers mit Ladenfenster und Schild, nebst Bank und Tisch; daneben ein Hühnerhaus und ein Wasserzuber. Mitten auf dem Markt ein Pranger mit zwei an Ketten hängenden Halseisen; oben besteht er aus einer Figur mit einer Rute in der Hand. Rechts mitten auf dem Markt Bürgermeister Hans Schulzes Statue, in ganzer Figur, über eine Pflasterjungfrau gebeugt, und einen Lorbeerkranz um die Stirn. Der Hintergrund Stadtbild.)

Der Pranger (verbeugt sich vor der Statue): Guten Morgen, Statue! Hast du heute Nacht gut geschlafen?

Die Statue (nickt): Guten Morgen, Pranger! Hast du selber gut geschlafen?

Der Pranger: Geschlafen habe ich wohl, aber ich habe auch geträumt; kannst du raten, was ich geträumt habe?

Die Statue (mürrisch): Wie soll ich das können?

Der Pranger: Ich träumte, kannst du dir das denken, es käme ein Reformator nach der Stadt!

Die Statue: Ein Reformator? Was! — (Stampft.) Teufel, was kriegt man für kalte Füße, wenn man hier steht; aber was tut man nicht alles der Ehre wegen! Ein Reformator? Der wird wohl auch eine Statue bekommen?

Der Pranger: Statue? Schön! Nein, er mußte selbst Statue stehen, hier unten zu meinen Füßen, und ich faßte ihn mit meinen beiden Armen um den Hals. (Die Halseisen rasseln.) Siehst du, es war ein richtiger Reformator, und nicht so ein Charlatan, wie du zu deinen Lebzeiten warst!

Die Statue: Ach schwatz nicht; du solltest dich was schämen!

Der Pranger: Ich sollte es, aber ich habe immer die Gerechtigkeit auf meiner Seite. (Schwingt die Rute.)

Die Statue: Was hatte er für eine Spezialität?

Der Pranger: Er war Reformator in Straßenpflasterung.

Die Statue: In Straßenpflasterung! Hol' ihn die Pest! Er pfuscht also mir ins Handwerk! (Stößt die Jungfrau auf.)

Der Pranger: Nein, er arbeitet ordentlich, wo du gepfuscht hast! Du würdest nicht stehen, wo du stehst, wenn du nicht der Schwiegervater des Bürgermeisters gewesen!

Die Statue: War ich es nicht, der die neue Idee durchführte, die Straßen mit Steinen zu belegen?

Der Pranger: Doch, das warst du, aber die Idee war nicht neu! Und wie hast du's getan? Statt daß man wie früher seine Füße auf weichen Sand setzt, muß man jetzt auf spitzen und runden Steinen balancieren, die Füße wie Schuhwerk verderben. Die Straße ausgenommen, die von deinem Haus nach der Kneipe führt, denn da ließest du einen Steg von flachen Steinen legen.

Die Statue: Und nun will dieser Reformator oder Charlatan noch einmal machen, was ich gemacht habe!

Der Pranger: Er will aufreißen, was du gelegt hast, und alle Straßen mit Bürgermeistersteinen belegen, so daß es alle gleich gut haben!

Die Statue: Aha, es ist ein Rabulist!

Der Pranger: Ja, das ist er, und er hat keine Partei für sich! Du hattest Stellmacher, Schuhmacher, Hühneraugenbeschneider und Bürgermeister für dich, und darum glückte dir die Sache!

Die Statue: Er soll sich hüten! Jeden Stein, den er aus meinem Werk bricht, wird das Volk auf ihn werfen, und wehe ihm, wenn er an mein Andenken rührt!

Der Pranger: Wir wollen hoffen, daß er dich entlarvt, du alter Schelm! Erinnerst du dich, wie es zuging, daß du nach deinem Tode ein solch großer Mann wurdest? Zuerst hielt der Priester für zwanzig Mark beim Begräbnis eine Rede über deine Personalien; dann hielt der Straßenpflasterer, der durch deine Straßen reich geworden war, eine Lobrede; dann ließ der Hühneraugenbeschneider, der durch deine schönen Straßen Praxis bekommen, eine Medaille schlagen; dann nannte der Stellmacher, der an deinem Pflaster seinen Verdienst hatte, ein Fuhrwerk nach dir; und zuletzt ließ der Schuhmacher ein Gedenkfest für dich halten. Da war es erreicht! Dein Schwiegersohn, der Bürgermeister, schickte eine Liste für eine Statue herum — niemand wagte nein zu sagen, und nun stehst du da!

Die Statue: Ja, das tue ich, und das grämt dich! Und heute kommt der Schulzeverein und bekränzt mich und singt das Gedenklied, das mein Schwiegersohn bestellt hat! Es wird dir das Herz abdrücken, es anhören zu müssen!

Der Pranger: Das kann ich nicht leugnen! Aber werden sehen, ob sich mein Traum nicht ganz erfüllt!

Die Statue: Halt den Mund, da kommt der Verein!

Der Pranger: Jetzt muß ich an mich halten, um nicht zu lachen! Drei Stück sind der ganze Verein; im vorigen Jahr waren es sechs! Es

geht abwärts mit dir, Schulze; bald wirst du's erleben, daß man dich auf die Viehweide bringt.

Die Statue: Ein Volk, welches seine großen Männer und Erinnerungen schätzt, kann nie so tief sinken, daß es seine Statuen auf die Viehweide bringt.

Der Schuhmacher (tritt aus seinem Hause, öffnet das Ladenfenster): Ich glaube, es hat heute Nacht geregnet! — Bruder Schulze sieht so blank aus! Wenn es sich nur halten wollte, bis der Gesangverein kommt! (Ruft in den Laden hinein:) Hans!

Hans (im Fenster): Ja, Meister!

Der Schuhmacher: Setz' dich hier ans Fenster mit deiner Arbeit; ich muß fort und meine bürgerliche Pflicht erfüllen!

Hans: Ja, Meister!

Der Schuhmacher: Aber wenn du nicht aufpaßt, werde ich den Spannriemen auf deinem Rücken tanzen lassen! Hörst du, Lümmel!

Hans: Ja, Meister!

Der Stellmacher (kommt mit einer Fahne): Guten Morgen, Schuhmacher!

Der Schuhmacher: Guten Morgen, Stellmacher!

Der Hühneraugenbeschneider: Guten Morgen, guten Morgen! Wollen wir auf den Bürgermeister warten? Ich glaube, wir müssen uns beeilen, denn es zieht sich zu Regen zusammen.

Der Schuhmacher: Das sagte ich mir auch heute morgen, und darum bin ich so klug gewesen und habe meine Kapuze mitgenommen.

Der Stellmacher: Jetzt müßten sich die Leute hier hinter uns sammeln und Spalier bilden! Aber ich sehe nicht eine Katze! Hat der Schuhmacher nicht dem Buchdrucker gesagt, daß wir heute den Gedenktag begehen!

Der Schuhmacher: Doch gewiß, gewiß!

Der Stellmacher: Wollen die Herren einen Halbkreis um den Fuß des Gegenstandes bilden! — So!

Der Leichdornoperateur: Wir können mit der Kantate anfangen, finde ich, dann werden die Leute schon kommen!

Der Stellmacher: Aber ich verstehe den Bürgermeister nicht, daß er noch nicht zu sehen ist. Er pflegte uns in früheren Jahren immer zu Glühwein einzuladen!

Der Schuhmacher: Wenn wir mit dem Gesang anfangen, erwacht er schon, wenn er verschlafen hat. — Haben die Herren den Ton! C, fis, g, h.

Der Stellmacher: Ich fange also an! Aber paßt im Trio auf, daß es ein recht odiöses Ensemble wird.

Solo Recitativ:

Heil dir, Wohltäter, du!
Heil dir, Bürgermeister, du!
Alles vergeht hier in der Erde Jammertal,
Doch dein Gedächtnis hat ja keine andre Wahl
Als ewig leben, leben trotz Neid und Kabal'.

Der Schuhmacher: Gut gepfiffen, Stellmacher! Ist der Glühwein noch nicht zu sehen?

Der Stellmacher: Weiter, Schuhmacher! Jetzt kommt die Arie. Die muß recht idealisch genommen werden, dann wirst du sehen, erwacht der Bürgermeister!

Der Schuhmacher:

Arie.

Atmen der Rosen und Duften der Nelkenknospen
Unter den Schicksalen der Wunderblumen.
So treu ihm kaum
Wie Wellenschaum,
Sie gab ihm ihres Haares Schwall,
Drin braust des Meeres Frische all.
Und Lilie so weiß, und Lilie so rot,
Erwägen vertraulich Leben und Tod!

Der Leichdornoperateur: Das ist eine feine Strophe, aber ich kann nicht finden, daß sie mit dem Gegenstand und unsern jetzigen Verhältnissen in Beziehung steht. Wo hast du sie her?

Der Schuhmacher: Ich habe einen Lehrjungen zu Hause, der ist so ein Idealer, der macht so was, wenn er Sonntags frei hat.

Der Stellmacher: Wenn ich meine Meinung sagen darf: es ist unbegreiflich schwer, den Kern der Strophe herauszufinden.

Der Schuhmacher: Das ist gerade das Feine, siehst du! Aber still, ich glaube, der Regen ist da! (Zieht die Kapuze über.)

Der Stellmacher: Finden die Herren, daß wir irgend eine Veranlassung haben, des alten Stoffels wegen hier im Regen zu stehen und uns durchweichen zu lassen?

Der Schuhmacher: Wir kriegen ja Subvention für Abhaltung des Gesangs, und wir müssen wenigstens das Trio anstimmen, ehe wir gehen! Wenn wir zusammen loslegen, so könnte der Teufel selbst nicht schlafen! Die Festrede dagegen kann man sich ja schenken, und das Publikum ist jedenfalls zu klein für eine so große Rede. Wir nehmen also das Trio! C, fis, g, h. Das ist nicht so idealisch wie die Arie, aber es zeugt von größerer Kenntnis der besonderen Verhältnisse.

(Der Regen schmettert und der Wind nimmt zu.)

Der Hühneraugenschneider: Der Teufel mag hier länger stehen und sich des alten Charlatans wegen erkälten. Subvention? Sechs Mark die Person! Das kann man entbehren!

Der Stellmacher: Ja, das finde ich auch . . .

Der Schuhmacher: Habt ihr vielleicht nicht auch auf das Standbild subskribiert; habt ihr ihn vielleicht nicht auch zu einem großen Mann mit Medaille gemacht!

Der Stellmacher: Wir waren wohl gezwungen, sonst hätte man uns schon gekriegt ...

Der Schuhmacher: Aber es ist undankbar, sein Andenken nicht zu schätzen! Ich singe das Trio allein!

Der Leichdornoperateur: Das kannst du tun, da du eine Kapuze anhast, ich gehe nach Haus und esse Frühstück.

(Wirft den Kranz auf den Sockel der Statue, schlägt den Kragen in die Höhe und läuft davon.)

Der Stellmacher: Das ist das letztemal, daß ich mich zu solch einem Spektakel hergebe. Adieu!

Der Schuhmacher (allein): Jetzt gehe ich zum Bürgermeister, da kriege ich Glühwein. Aber ich will dem Alten da oben erst meine Rede halten, dann habe ich ein besseres Gewissen. (Spricht zur Statue.) Du glaubst, alter Schulze, daß wir deinetwegen singen, deinetwegen Reden halten! Kannst du nicht begreifen, daß es unsertwegen ist; wir brauchen einen großen Mann, um ihn vorzuschieben, wenn wir für zu klein befunden werden; wir müssen deine Worte zitieren, wenn niemand an unsere eigenen glaubt; unsere kleine Stadt brauchte eine Statue, um eine große Stadt zu werden; deine verkommenen Verwandten brauchten deine Statue, um sich aufzurappeln und Beschäftigung zu finden in dieser ekligen Welt! Darum, siehst du, stehst du jetzt so hoch über uns, du frühere Null! Jetzt hast du ein wahres Wort gehört, du Tropf, das erste und letzte, das du vielleicht zu hören bekommst! (Erschrocken.) Es hat doch wohl niemand belauscht, was ich sagte? Haha, da kommt der Verwandte des großen Mannes.

Der Verwandte: Guten Morgen, Schuhmacher, habt Ihr gehört, habt Ihr das schändliche Attentat gehört?

Der Schuhmacher: Was? Was gibt's, Herr Verwandter?

Der Verwandte: Es ist ein Reformator nach der Stadt gekommen! Habt Ihr sein Plakat nicht gelesen?

Der Schuhmacher: Nein, nein!

Der Verwandte: Oh, es ist unerhört! Lest selbst!

Der Schuhmacher: Ich bin zu aufgeregt, um zu lesen, lest Ihr!

Der Verwandte: Nun, hört denn, was der Elende schreibt: „Knapp ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seit Bürgermeister Schulze dieses Gemeinwesen mit der wichtigen Verbesserung im Straßenbau erfreute, daß er den alten Sandboden gegen höckerige Feldsteine vertauschte.“ Hört ihr! Hört ihr!

Der Schuhmacher: Ja, ich höre, aber das ist doch nicht so gefährlich.

Der Verwandte: Ist das nicht gefährlich? Nennt er ihn nicht Bürgermeister Schulze? Man sagt nicht Bürgermeister von einem toten Mann, man sagt unser Großer! Schreibt der Elende nicht von höckerigen Feldsteinen? Will er nicht sein Verdienst dadurch schmälern?

Der Schuhmacher: Aber das kann man doch nicht Attentat nennen, daß er sagt, ein Feldstein sei höckerig, denn er ist höckerig!

Der Verwandte: Er ist höckerig, ja, aber man darf nicht sagen, daß er höckerig ist, da ein großer Mann ihn benutzt hat! Nehmt Euch in acht, Meister Schuhmacher; ich sehe, ihr seid ein Zweifler! Nehmt Euch in acht, Ihr kennt die Folgen.

Der Schuhmacher: Um Gotteswillen, ich bin gewiß kein Zweifler, ich habe ja eben Bruder Schulze idealisch angesungen.

Der Verwandte: Bruder! Wenn Ihr bei Lebzeiten sein Bruder wart, so denkt daran, daß jede Brüderschaft durch den Tod aufgehoben wird! Wollt ihr anerkennen, daß es ein Attentat ist?

Der Schumacher: Ja, gewiß will ich das! Habe ich was anderes gesagt! Könnt Ihr beweisen, daß ich was anderes gesagt habe?

Der Verwandte: Nun! Dann nehmt Euch in acht! Wir haben allgemeine Beratung hier auf dem Markte, um neun Uhr, und da wird dieser Reformator für seine Sache sprechen. Wißt Ihr, was er will?

Der Schuhmacher: Nein!

Der Verwandte: Könnt Ihr Euch denken, er will alle Straßen mit glatten Steinen pflastern.

Der Schuhmacher. Aber das ist ja sehr klug!

Der Verwandte (lacht bitter): Klug! Ja klug! Wie wird es zum Beispiel, um nur von Eurem Handwerk zu sprechen, wie wird es dem herrlichen Schuhmacherhandwerk ergehen, wenn die Menschen keine Schuhe mehr verbrauchen?

Der Schuhmacher: Was, was sagt Ihr? Verzeiht mir, Freund! Ihr habt recht! Ich will nicht an mein Handwerk denken, aber ich denke an all die armen unglücklichen Arbeiter, die ihr Brot verlieren werden, und an ihre armen Frauen und Kinder!

Hans (macht im Fenster Grimassen): Die armen unglücklichen Arbeiter!

Der Verwandte: Seht Ihr, seht Ihr! (Zeigt auf die Statue) Er war der Freund der Armen! Und er war ein Mann, der wußte, was er tut!

Der Schuhmacher: Ihr könnt gewiß sein, daß sowohl der Stellmacher wie der Hühneraugenbeschneider meine Meinung teilen werden.

Der Verwandte: Seid Ihr dessen sicher?

Der Schuhmacher: Auf Leben und Tod!

Der Verwandte: Glücklich das Volk, das seine großen Männer verehrt! (Eilt davon.)

Volk sammelt sich. Der Verwandte im Gespräch mit dem Stellmacher und dem Leichdornoperateur. Die Rathausuhr schlägt neun. Zwei Trompeter und ein Trommler kommen und spielen auf. Wie die Musik schweigt, kommt Peter. Der Straßenpflasterer gesellt sich zu ihm.)

Peter: Guten Morgen, Meister! Wie steht meine Sache nach Eurer Meinung?

Der Straßenpflasterer: Schlecht! Sehr schlecht!

Peter: Will denn das Volk keine Verbesserungen haben?

Der Straßenpflasterer: Darum handelt es sich nicht, sondern es handelt sich um den Ruf des großen Mannes, den Ihr angegriffen habt!

Peter: Habe ich ihn angegriffen?

(Der Regen hat aufgehört.)

Der Straßenpflasterer: Ihr habt ihn Bürgermeister genannt, und das ist hier in der Stadt ein Schimpfwort geworden; Ihr habt gesagt, seine Straßensteine seien höckerig; Ihr habt, mit einem Wort, die allgemeine Meinung über den Mann ausgesprochen, und darum seid Ihr gestürzt!

Peter: Es ist eine wunderliche Welt, in der wir leben!

Der Straßenpflasterer: Sie ist so und hat ihre kleinen Eigenheiten, aber versucht nicht ihr zu helfen, Herr, dann kommt Ihr in des Teufels Küche!

Peter: Das Volk ist mißvergnügt, und wenn man die Ursache des Mißvergnügens aufheben will, so werfen sie einen mit Steinen!

(Ein Junge steckt ihnen eine Flugschrift in die Hände, läuft davon und teilt weitere ans Volk aus.)

Peter (guckt ins Blatt): Oh, das ist schändlich! Man hat uns abgezeichnet! Habe ich so eine Nase?

Der Straßenpflasterer: Man hat uns sehr gut getroffen! Aber solche Ohren habe ich nicht!

Peter: Aber ich verstehe nicht: gestern war der Buchdrucker für die Sache, und heute schmäht er mich.

Der Straßenpflasterer: Die öffentliche Meinung, seht Ihr! Er sagte mir auch, er billige die Sache, aber er wage nicht, mit der öffentlichen Meinung zu brechen.

Peter: Eine kuriose Art, für seine Sache zu arbeiten! Wer ist denn die öffentliche Meinung für ihn?

Der Straßenpflasterer: Zuerst die Käufer, dann der Bürgermeister; das Geld und die Macht!

Peter: Warum hat er uns denn abgezeichnet?

Der Straßenpflasterer: Weshalb ich Eurem Vorschlag beitrat: natürlich tat ich es, weil ich dabei verdienen konnte! Er verkauft fünfhundert solche Gedichte heute!

(Trompeten und Trommel; der Bürgermeister, Ratsmänner und Schreiber treten auf den Altan hinaus.)

Der Bürgermeister: Nun, meine Kinder, ihr habt wohl gehört, daß ein Betrüger in die Stadt gekommen ist?

Einer aus dem Volk: Es ist kein Betrüger, es ist ein Reformator!

Der Bürgermeister: Nun, das kommt auf eins heraus! — Aber du mußt den Mund halten, mein Junge, du hast kein Stimmrecht!

Peter: Herr Bürgermeister, ich möchte bitten, daß mein Vorschlag dieser geehrten Volksversammlung unverfälscht dargelegt wird.

Der Bürgermeister: Hör einer den an! Wir kennen seinen Vorschlag, und es bleibt nur übrig, daß wir uns äußern. Ich verweise ihn kurz und gut ins Irrenhaus! Der Mann will, könnt ihr Euch so was denken, meine Kinder, daß wir alle auf glatten Steinen gehen sollen. Solange unser Herr die Menschen ungleich erschafft, so werden ungleiche Steine auf den Straßen sein. Hat jemand was hinzuzufügen?

Einer aus dem Volke: Das ist nicht wahr! Gott hat die Menschen nicht ungleich geschaffen.

Der Bürgermeister: Wer hat dir erlaubt, zu schreien?

Einer aus dem Volke: Wenn wir schon nicht stimmen dürfen, so werden wir wenigstens schreien können.

Der Bürgermeister: Ja schreit nur, dann steck ich euch ins Loch! Es hat wohl niemand etwas hinzuzufügen.

Der Verwandte: Herr Bürgermeister! Als ehrlicher Mann kann ich es nicht unterlassen, gegen das schändliche Attentat aufzutreten, das hier begangen worden ist.

Peter: Ich erhebe Einspruch gegen den Verwandten!

Der Bürgermeister: Im Gegenteil, ich lege noch größeres Gewicht auf seine Auslassung, weil er mit einem großen Manne verschwägert ist; das sind immer die besten Garantien der Gesellschaft! Wir sehen also den Vorschlag für verworfen an. (Schlägt mit dem Hammer auf.)

Der Hahn (im Bauer vorm Haus des Schuhmachers): Kikeriki!

Der Bürgermeister: Was ist das für ein Wesen?

Einer aus dem Volke: Das ist ein Stimmberechtigter!

Der Hahn: Kikeriki!

Einer aus dem Volke: Arretiert ihn!
(Gelächter und Lärm.)

Peter: Herr Bürgermeister!

Der Bürgermeister: Still dahinten! — Zweiter Punkt! — Genannter Abenteurer hat sich in schändlicher Weise über die Obrigkeit ausgelassen, indem er lästerliche Reden über den verstorbenen Bürgermeister der Stadt geführt! Wir wollen einige unparteiische Bürger hören! Was meint der Schuhmacher, daß er verdient?

Der Schuhmacher: Ich stimme mit der Obrigkeit!

Der Bürgermeister: Das ist recht! Wir werden ihn im Gedächtnis behalten! — Was sagt Meister Leichdornoperateur?

Der Leichdornoperateur: Stimme ein!

Der Bürgermeister: Und der Stellmacher?

Der Stellmacher: Ich habe die Ehre, dem Vorredner beizustimmen!

Einer aus dem Volke: Die ein Recht haben zu sprechen, die schweigen!

Der Bürgermeister: Still dahinten! — Auf Grund dessen, was angeführt worden, und mit Hilfe vollständigen Beweises wird hiermit der Abenteurer mit Namen Peter (Familienname fehlt) verurteilt, wegen lästerlicher Rede gegen die Obrigkeit zwei Stunden am Pranger zu stehen und dann die Stadt zu verlassen, ihm zum Schrecken und andern zur Warnung.

Peter: Herr Bürgermeister, der Beweis fehlt!

Der Bürgermeister: Ist nicht nötig! Axiome oder selbstverständliche Sätze können weder, noch brauchen sie bewiesen werden! Führt ihn so lange hinaus. (Peter wird abgeführt.)

Der Bürgermeister: Der dritte Punkt! Im Hinblick auf den ebenso verdrießlichen wie unvorhergesehenen Umstand, daß die Hunde der Stadt dem ihnen innewohnenden Gefühl für das Unschöne am Sockel der Statue des entschlafenen Menschenfreundes Hans Schulze unpassenden Ausdruck geben, wird eine Subvention zu einem eisernen Gitter um die Statue verlangt! Niemand wird wohl dem verdienten Manne eine solche unbedeutende Ehrensteuer verweigern.

Die Stimmberechtigten: Nein!

Einer aus dem Volke: Das war das erste Mal, daß man die Stimmberechtigten nein sagen hörte!

Der Bürgermeister: Steckt ihn ins Loch, Stadtdiener. Die Frage ist also mit ja beantwortet.

Die Stimmberechtigten: Ja!

Einer aus dem Volke (blökt wie ein Schaf): Bäää!
(Einen Augenblick Lachen und Unwesen.)

Der Bürgermeister: Die allgemeine Beratung ist aufgelöst!
(Trompeten und Trommel. Darauf wird es still auf der Szene.)

Der Verwandte: Das ist ein ungemein flinker Kerl, der Bürgermeister.

Der Schuhmacher: Er müßte in der Regierung sitzen, dann würde es etwas schneller mit den allgemeinen Geschäften gehen.
(Der Bürgermeister, der Rat und der Schreiber gehen ins Rathaus.)

(Das Volk fährt fort auf dem Markt umher zu gehen. Schuhmacher, Leichdornoperateur, Stellmacher, Verwandter. Der Straßenpflasterer hält sich abseits.)

Der Schuhmacher: Wollen die Herren sich nicht bei mir niedersetzen und ein Glas Bier trinken.

Leichdornoperateur, Stellmacher, Verwandter: Ja, gern!

Der Schuhmacher (spricht zur Tür hinein; Hans bringt Bier heraus): Nun, Herr Verwandter, Ihr geruhtet heute morgen nicht dem Gedenkfest Eures großen Verwandten beizuwohnen?

Der Verwandte: Nein, was sollte ich draußen im Regen machen! Ihr wart ja dort mit dem Verein.

Der Schuhmacher: Mit dem ganzen Verein! Wir waren drei Stück.

Der Verwandte: Sangt Ihr denn?

Der Leichdornoperateur: Ja, ein wenig.

Der Verwandte: Waren viele Leute da?

Der Stellmacher: Nicht eine Seele!

Der Verwandte: Und der Bürgermeister?

Der Schuhmacher: Hatte verschlafen.

Der Verwandte (lacht): Habt Ihr den „Morgenhahn" gelesen?

Alle: Nein!

Der Verwandte (holt eine Flugschrift hervor): Wollt Ihr hören! — Huldigung. „Die gewöhnliche Huldigung, die der Schulze-Verein dem verdienten Bürger zu widmen pflegt, dessen Denksäule sich auf dem Markt der Stadt erhebt, fand auch in diesem Jahr, und zwar heute morgen statt, unter Zulauf einer ungeheuren Menschenmenge, die mit lebhaftem Beifall die Huldigungsgesänge begrüßte, die dem Andenken des heimgegangenen großen Mannes gewidmet wurden. Die Gesänge wurden von dem gewaltigen Chor mit gewöhnlicher Sorgfalt und in gutem Ensemble ausgeführt. Die Festrede, die feiner als gewöhnlich ausgearbeitet war, wurde mit klangvoller Stimme von dem verdienten Schuhmachermeister Pumpen-Block hergesagt. Unter den anwesenden Honoratioren bemerkte man den Bürgermeister der Stadt, den Verwandten des Heimgegangenen und andere."

Alle (lachen).

Der Verwandte: Ist das nicht gut?

Alle: O, das ist köstlich! Das habt Ihr geschrieben?

Der Verwandte: Habt Ihr die Porträts des Reformators und des Straßenpflasterers gesehen? Die sind wirklich ausgezeichnet!

Der Schuhmacher: Aber das ist doch alles mögliche, daß man sie abzeichnet!

Der Verwandte: Ja, gegen den Vorschlag hat ja kein kluger Mensch etwas, aber daß er in solche Hände fallen mußte! Still, da kommt er!

(Peter wird von der Wache hereingeführt und in die Halseisen des Prangers gestellt. Das Volk rottet sich zusammen und zeigt mit dem Finger nach ihm. Die Gesellschaft des Schuhmachers wird etwas befangen. Ein Leierspieler und eine blinde Alte mit einer bemalten Tafel auf einer Stange kommen.)

Die Alte (singt und zeigt auf die Tafel, die in echs Felder geteilt ist, eines für jeden Vers):

Es war ein armer Jüngling,
Der wollt' des Volkes Best'.
Die edlen Herren saßen
Am Markt und tranken fest.

Der Jüngling sagte zum Volke:
Ich mach' Euch die Straße glatt;
Die edlen Herren dachten,
Der Mann den Spleen wohl hat.

Die edlen Herren saßen
Am Markt und tranken fest,
Sie tranken das Wohl des Volkes
Und auf das gemeine Best'.

Den Jüngling aber am Pranger
Das Eisen sicher umfaßt,
Des Stellmachers Hahn, der krähte
Wie der einst in Kaifas' Palast.

Die edlen Herren verehren
Gesetze und Obrigkeit;
Sie schützen die großen Männer
Durch Denkmäler vor dem Neid.

Das Volk aber steckt im Halsband,
Die Nacht wird ihm zur Qual,
Es harrt, bis der Hahn gekräht hat
Zum dritten und — letztenmal!

(Die Gesellschaft des Schuhmachers macht saure Gesichter und tut, als höre sie nicht zu. Das Volk ist interessiert und legt Geldstücke in die Büchse der Alten; die Frauen sind gerührt und wischen sich dann und wann die Augen.)

Der Verwandte (zum Schuhmacher): Nun, habt Ihr jetzt viel Bestellung?

Der Schuhmacher: Oja, es geht!

Die Alte (an den Tisch heran): Gebt der blinden Alten ein Geldstück

Der Leichdornoperateur: Du darfst hier nicht betteln! Weißt du das nicht?

Einer aus dem Volke: Sie bettelt nicht, sie verlangt Subvention.

Der Schuhmacher: Was schwatzt er für Unsinn?

Einer aus dem Volke: Der Schulze-Verein kriegt Subvention, um die Statue dort anzusingen, aber sie stecken das Geld in die Tasche und gehen nicht hin! Heute morgen waren nur drei Mann da!

Der Schuhmacher (zu seiner Gesellschaft): Denkt Euch, sie wissen auch alles, die Kanaillen!

Die Alte: Gebt der blinden Alten ein Geldstück!

Der Verwandte: Soll man ihr Geschrei auch noch bezahlen?

Einer aus der Volke: Sie sang besser als der Schuhmacher heute morgen sang, als wir hinter der Ecke standen und zuhörten. Sie singt allerdings nicht idealisch von Nelken und Rosen, aber ein wahres Wort zur rechten Zeit, das ist auch idealisch.

Der Verwandte: Wenn die Alte nicht geht, kommt sie ins Loch!

(Donner, Wind und Regen. Aufruhr.)

Der Schuhmacher: So, jetzt ist der Regen da! Tretet bei mir ein, gute Herren! (Sie brechen auf.)

Die Alte: Soll der arme Teufel dort am Pranger im Regen stehen bleiben?

Der Verwandte: Wenn mein Verwandter, der ein so großer Mann ist, draußen stehen muß, so kann der wohl auch stehen, wo er steht!

Der Schuhmacher: Es kühlt solche Reformatoren sehr gut ab, wenn sie etwas kaltes Wasser kriegen. (Strauchelt und stößt sich die Zehen am Pflaster. Das verdammte Pflaster! (Hüpft auf einem Bein ins Haus.)

(Alle sind gegangen außer Peter und der Alten [Lisa]).

Die Alte (legt die Maske ab): Nun, Peter! Jetzt bist du ein berühmter Mann geworden, dein Name lebt ja auf allen Lippen, dein Bild wird auf allen Straßen und Märkten umhergetragen, und das Volk preist dich als Reformator, bist du zufrieden?

Peter: Ja, weißt du, Lisa, ich bin zufrieden, Reformator gewesen zu sein.

Lisa: Willst du dein Werk halbfertig liegen lassen?

Peter: Ja, freilich, wenn ich nur mit heiler Haut davonkomme!

Lisa: Du suchtest die Ehre und den Ruhm.

Peter: Das tun wohl alle!

Lisa: Nicht alle! — Aber du hattest ja den Beifall des Volkes!

Peter: Des Volkes! Das hat ja nichts zu sagen!

Lisa: Den Beifall der Großen wolltest du haben? Dann steh nur da und schäm dich! Du glaubtest nicht einmal an die Sache, für die du stritteſt!

Peter: Aufrichtig gesagt, finde ich, ist es ziemlich gleichgiltig, ob man auf glatten oder runden Steinen geht . . .

Lisa: Wenn man in Kalblederstiefeln geht, ja, aber nicht wenn man barfuß geht.

Peter: Uebrigens ist die Gesellschaft nicht wert, daß man die Hand für sie rührt — es ist doch nur alles Lüge. Das Allgemeine, das Allgemeine, ja, niemals spricht man von etwas anderm. Was ist denn das allgemeine Beste? Es scheint mir die Vereinigung einer Reihe Einzelner zu sein.

Lisa: Es sollte das Beste aller sein, aber ist es nicht; mache, daß es das wird, und es wird das. Aber es muß nicht so sein, wie du denkst!

Peter: Ich will, ich will es tun, aber ich habe ja nicht die Macht.

Lisa: Verschaffe sie dir denn, Peter, und laß mich nicht in dir geirrt haben!

Peter (zerbricht seine Eisen und kommt auf die Bühne hinunter): Du sollst sehen, Lisa, ich werde etwas Großes leisten, wenn ich nur die Macht bekomme.

Lisa: Warum etwas Großes! Etwas Gutes ist besser!

Peter: Aber du mußt immer an meiner Seite sein! Lisa, was hat der Vogel im Walde gesungen?

Lisa: Das werde ich dir bald sagen!

Peter: Nein, jetzt!

Lisa: Er sagte: ich liebe dich!

Peter: Willst du mich nicht lieben, Lisa?

Lisa: Doch, wenn du mich einmal liebst!

Peter: Das tue ich!

Lisa: Nein, das tust du nicht! Noch liebst du bloß dich selbst! Wieder hinaus, Peter, und lerne! Du hast nicht viele Wünsche mehr übrig! Der größte, aber gefährlichste steht dir noch bevor! Die Macht, das ist das Höchste, das ein schwacher Mensch bekommen kann; aber wehe dem, der sie mißbraucht! Der ist der größe Verbrecher der Erde, denn er macht ein Zerrbild aus unserm Herrn! Leb wohl, König, deine Krone wartet auf dich! (Verschwindet.)

Peter: Und meine Königin!

Die Tänze der Ruth St. Denis.

Von Ernst Schur und Otto Julius Bierbaum.

Einer dieser Tänze heißt „Kobra“. Es ist ein Tanz, der die Bewegung der Schlangen symboliſiert. Entweder gibt es diese die Bewegungen der Schlangen als dekoratives Moment verwendenden Tänze in Indien schon (der Tanz gehört dort zum religiösen Kult) oder die Künstlerin hat — sie nennt den Tanz auch: eine Szene aus dem indischen Straßenleben — die Schlangenbändiger mit ihren Tieren beobachtet, deren hagere, geschmeidige Körper oft in ihrer glatten Schlankheit und Beweglichkeit das Wesen der Schlangen unwillkürlich annehmen, mit denen sie leben.

Sie tritt auf. Die eigentümlich faszinierende Musik der mit den Fingern geschlagenen Holzinstrumente ertönt. Halb verwirrend, halb berauschend.

Sie erscheint in einem ganz einfachen Kostüm. Der Körper zeigt ein fahles, mattes Graubraun. Sie trägt auf dem Kopf eine mattrote Bedeckung, turbanähnlich geschlungen. Ein braunrotes Tuch liegt um die Hüften. Eine außerordentlich feine Farbenwahl. Als Gestalt in ihrer hohen Schlankheit den beinah grotesken indischen Figuren ähnlich.

So schleicht sie langsam herein. Sie kommt von der Seite. Man sieht sie nicht gleich. Man hört ein Schlürfen, sie kommt. Mit einem leichten, wiegenden Rhythmus im Körper. Die Schritte schleppen ein wenig, in einem eintönigen Wechsel.

Die Arme hat sie über den Schultern eng verschränkt, als trüge sie etwas, das sie verbergen will. Neben dem Kopf liegen zu beiden Seiten die Hände und so scheint der Kopf selbst in den Schultern zu stecken. Langsam lösen sich, als die Tänzerin vorn angelangt ist, die Hände. Die Augen öffnen sich weit; sie scheinen nach der Seite zu lauern, wo die Hände herankommen und in einer leise schleichenden Bewegung sich nach vorn biegen. Erst zeigt sie die eine, dann die andere Hand. Große, grünschillernde Steine leuchten, funkeln auf den braunen Fingern. Je zwei auf einer Hand. Ein leichtes, triumphierendes Lachen huscht unmerklich über das Gesicht.

Die Hände einen sich vorn. Langsam heben sie sich nebeneinander und liegen nun am Kinn, nach vorn weisend. Langsam senken sich die roten Nägel nach vorn. Die grünen Steine

funkeln wie zwei lebendige Augenpaare von Schlangen. Die sich zusammendrängenden Finger erscheinen wie die langgestreckten Köpfe von Schlangen. Und die rötlichen Nägel vorn wie ein Schlangenmund. Die Augen der Künstlerin gleiten einmal wie liebkosend über die Schlangenköpfe, die ihrem Gesicht so nah sind. Dann schließt sie sie schnell und verharrt schweigend. Und auch die Musik schweigt.

Wieder hebt die Bewegung an und mit ihr die Musik. Eine schwirrende, leise lockende und in seltsamen Disharmonien auf und ab steigende Musik. Und leise verrenken sich die Arme und verschlingen sich, als kröchen Schlangen, sich drehend und sich windend um den Körper, der selbst schlangengleich sich bewegt. Und immer ist das Gesicht, ob es plötzlich lauert, ob es wie im Schlummer liegt, ob es beinahe liebend den Bewegungen folgt, von einer statuenhaften und doch belebten, nicht starren Ruhe. Kindlich lächelnd; und böse zugleich wie die steifen Mienen der alten, rätselhaften, indischen Gottheiten. Und auch in dem wie abwesenden und doch konzentrierten Ausdruck suggestiv wie diese Bildnisse.

Die Tänzerin weicht zurück. Sinkt zusammen und hockt am Boden. Und nun kriechen die Schlangen am Boden heran. Sie sieht ihnen zu, sie wartet. Da schlängelt sich die Hand mit den grünen Steinen weich und gleitend heran. Dann die andere. Und leise kriechen sie gegen einander, Hand gegen Hand. Sie schieben sich am Boden entlang, mit jener charakteristischen, von hinten kommenden Wellenbewegung, die unter der Haut scheinbar vor sich geht. Scharf beobachten die niedergeschlagenen Augen unter den Lidern das Annähern. Zuweilen hebt sich die Oberlippe ein wenig. Die Zähne werden in dem zugespitzten Mund sichtbar. Ein Lächeln der Freude über die geschmeidigen Lieblinge.

Und wieder erhebt sich die Tänzerin und wilder wird die Wut der Schlangen. Sie schießen hervor und man meint das Zischen der aufgeregten Tiere zu hören. Sie bäumen sich, sie fliegen hin und her. Die Tänzerin steht in starrer Ruhe. Diese unheimliche Starre, neben der die bewegten Arme erhöhte Lebendigkeit zu erhalten scheinen, gibt diesem Abschluß eine eigentümliche, gebändigte Wirkung. Das innere Leben dieses Körperlichen versetzt in einen gespannten Zustand verhaltener Erregung. Man erwacht wie aus einem seltsam bannenden Traum, dessen Bilder nicht weichen. Dabei ist diese phantastische Vision ohne jede Künstlichkeit und Prätension; von einer zarten, ja kindlichen Natürlichkeit, wie sie in den sanften, tiefen Blicken der Inder lebt. Diese Natürlichkeit mag raffiniert sein, sie ist jedenfalls trotzdem vollendet einfach und dient der Sache, dem künstlerischen Eindruck. Dieser tritt rein zu Tage und bleibt frei von jeder Gelehrsamkeit und frei von jeder Koketterie. Die Tänze der Ruth St. Denis sind als künstlerische Schöpfungen anzusehen. Die Feinheit jeder einzelnen Bewegung — wie sie die Hände hebt und gleiten läßt — ist unnachahmlich.

Und es bleibt als Bild von stärkster Suggestivkraft diese Stellung haften, wie die Tänzerin zusammengekauert hockt (sehr malerisch in den fahlen, tiefen, braunroten Farben), wie sie dann die beiden Hände vor dem Gesicht ausstreckt, auf denen die grünen Steine leuchten. Und wie schließlich alles in matten, feinen Nuancen verschwimmt, das Gesicht ebenfalls ganz zurücktritt und schließlich nur die Steine bleiben, die wie eingesetzt auf dem mattgrau und mattrot gestimmten Hintergrund erscheinen.

E. Sch.

Nichts wird späteren Zeiten an unseren Tagen wunderlicher erscheinen, als die sonderbaren Masken, unter denen sich die Kunst des Tanzes wieder bei uns einschleichen will. Die komischeste wird immer die der Miß Isadora Duncan bleiben, die als sinnig lächelnde Gouvernante das Evangelium der goldenen Terpsichore predigt — man könnte auch mit einem Doppelsinn sagen: abwandelt; die ergreifendste (aber unerfreulichste) war die der unvergleichlichen Madame Magdeleine, die als Besessene tanzte; die munterste, frechste hat sich mit gutem Instinkt die spitzbübische Saharet gewählt: die der Akrobatin; und so weiter bis zum neuesten tanzenden Stern, den unser Chaos geboren hat: Ruth St. Denis. Ihre Maske ist die älteste, echteste: die, unter der sich der Tanz überall zuerst produziert hat: die religiöse.

Das scheint nun der Gipfel des Wunderlichen zu sein: Religion im Variété-Theater. Aber schließlich sind wir schon daran gewöhnt, da wir ja überhaupt die Hälfte aller ästhetischen Genüsse vor dieser Bühne genießen: alle Augenweide am körperlich Schönen, kraftvoll Kühnen, Großrhythmischen.

Trotzdem wirkt Ruth St. Denis als etwas ganz Neues. Ihre Kunst ist naiv feierlich und von einer an diesem Orte höchst auffälligen Zurückhaltung. Sie tanzt, als sei kein Publikum da, tanzt nicht nur sich im Akkusativ (was jede Tänzerin tut, die diesen Namen verdient), sondern auch im Dativ. So wagt sie es, eine indische Göttin zu tanzen, die sich ekstatisch versunkenen offenbart und gleichzeitig sich selbst anbetet, indem sie ihrer aus der Starre einer Statue befreiten Seele wohltut durch den Rhythmus ihres Leibes, das Gesetz ihrer Göttlichkeit. Aber schon die Pose, in der

sie als Statue unbewegt kauert, die schönen, langen, schmalen Hände aneinander geschmiegt wie Blätter einer heiligen Blume, ist wundervollste Kunst. Es ist das erste Mal, daß ich es gesehen habe: ein Mensch kann schön sein wie ein Kunstwerk. Das ist etwas Unglaubliches. Denn die Schönheit des Lebens ist von der der Kunst wesentlich verschieden. (In dem selben Programm des Wintergartens wird dies augenfällig gemacht durch eine Folge barbarisch alberner Versuche, Gemälde und Skulpturen durch Menschen darzustellen.)

Dieses Unglaubliche wird durch zweierlei ermöglicht: einmal durch einen ganz unwahrscheinlich schlanken und doch nicht mageren Körper von einzigartiger Schmiegsamkeit, und dann durch ein Gesicht, das ganz Stil ist: eine Maske mit der wunderbaren Fähigkeit zu einigen (aber nur wenigen) Bewegungen. Selbst das Leben im Blick ist wie das Scheinleben von Reflexen auf rund geschnittenen dunklen Edelsteinen.

Nun kommt Leben in diese Statue, Rhythmus in diese Glieder, — und etwas fast noch Wunderbareres begibt sich: man hat die Empfindung: dies ist wirklich ein künstlerisches Gebilde, das für eine kurze Weile den Anschein von etwas Kreatürlichem angenommen hat. Diese Bewegungen haben immer etwas Gebundenes, als tanzte hier beseeltes Elfenbein, durchgeistigte Bronze. Aber diese Gebundenheit ist kein Mangel, kein Nichtkönnen aus Unvollkommenheit, sondern, ganz im religiösen Sinne dieses Tanzes, Souveränität: ein göttliches Nichtwollen aus höchster Vollkommenheit, ja ein Nichtdürfen aus dem allerhöchsten Gesetze sowohl der Kunst wie der Natur (man kann auch sagen: des Göttlichen): dem Gesetze der Simplizität. In der Kunst ist dieses Gesetz nur den Größten bewußt gewesen. Denken wir an die Linie der großen griechischen Bildhauer, die von Rodin wiedererahnt wird. Denken wir an Goethische Lieder, Mozartsche Melodien. (Simplizität in der Kunst ist gebundener Reichtum, nicht etwa klug ausgenutzte Armut.)

Die Tanzkunst der Ruth St. Denis ist nicht bloß religiös maskiert, sondern wirklich religiös. Denn es ist große Kunst.

O. J. B.

Was sollen wir lesen?

Vorschläge für eine deutsche Hausbibliothek.

Von Berthold Litzmann.

Es erscheint auf den ersten Blick vielleicht etwas verwegen, daß ein einzelner sich die Aufgabe stellt, für andere die Frage zu beantworten: was sollen wir lesen? um so mehr, da sie nicht zu trennen ist von der Beantwortung einer zweiten Frage: wie sollen wir lesen? Denn was einer liest und wie einer liest, das ist doch, wenn irgend etwas, seine Sache, in die ihm kein Dritter hineinzureden hat, vor allem nicht dann, wenn es sich um Fachliteratur, d. h. um Bücher handelt, die einer braucht, um sich die für seinen Beruf nötigen Kenntnisse zu erwerben, also um das unbedingt für das Fortkommen erforderliche geistige Handwerkszeug. Denn — das sei vorausgeschickt — davon will ich hier ebensowenig sprechen, wie von jener Literatur, die man als geistige Rüstkammer im weiteren Sinne bezeichnen könnte, den Büchern allgemein bildenden Inhalts. Sondern ich beschränke mich einzig und allein auf die Literatur, die ihrem Wesen nach bestimmt ist, einen künstlerischen Genuß zu bereiten, also auf die sogenannte schöne Literatur, die Dichtung. Und auf diesem Gebiet, sollte man meinen, müßte ein jeder selbst am besten wissen, was ihm behagt, denn hier entscheidet allein der Geschmack des einzelnen, der nicht nur durch den Bildungsgang und den Bildungsstand bedingt ist, sondern mindestens ebensosehr durch angeborenes Temperament und innere Lebensführungen, von deren Bedeutung der Außenstehende kaum etwas ahnt.

Es ist mit einem Wort die Beantwortung der Frage: was sollen wir lesen? in dieser Umgrenzung ein Thema, das mit sehr zarten vorsichtigen Händen angefaßt sein will, soll die Erörterung nicht ihr Ziel verfehlen und vielleicht mehr Schaden als Nutzen stiften.

Wenn ich es trotzdem unternehme, diese Frage aufzuwerfen und zu beantworten, so gibt mir den Mut dazu vor allem die persönliche

Erfahrung, wie viele Menschen jedes Alters und Standes im Laufe der Jahre mündlich und schriftlich mir diese Frage vorgelegt haben, und die weitere Erfahrung, daß ich manchem von ihnen doch gute Dienste leisten konnte. Auf Grund dieser über Jahrzehnte verbreiteten Einzelerlebnisse glaube ich ein Urteil zu haben über das, was in den meisten Fällen der Fragende zu wissen wünscht und auch über das, was er *nicht* zu wissen wünscht. Er will von mir wissen, — nicht eine Reihe von Namen und Titeln von Büchern, die es sich lohnt zu lesen, denn darüber kann ihm jeder gebildete Buchhändler, den er deswegen fragt, Auskunft geben, — sondern er will von mir wissen — auch wenn er sich dessen nicht immer klar bewußt ist — was ich mit einzelnen Büchern erlebt habe, was sie mir gegeben haben, und aus der Art, wie ich das wiederzugeben imstande bin, wird er nicht nur die Nutzanwendung ziehen, *was* er lesen, sondern auch gerade, *wie* er lesen soll, nicht *meinem*, sondern *seinem* Temperament und seinem Geschmack entsprechend. Und so sind auch die folgenden Ausführungen aufzufassen nicht als ein Versuch, meinen Lesern schulmeisterlich meinen Geschmack und mein Urteil als allein maßgebend aufzudrängen, sondern lediglich als ein Versuch, sie teilnehmen zu lassen an Freuden und Bereicherungen meines inneren Lebens, meines künstlerischen Genießens und meiner Genußfähigkeit, gewonnen aus der Vertiefung in die deutsche Dichtung der Vergangenheit und Gegenwart; als ein Versuch, ihnen dadurch nicht nur eine Reihe von Dichtern und Dichtungen nahezubringen, sondern ihnen auch die Mittel und Wege anzudeuten, auf denen sie selbst diese Schätze in ihren bleibenden geistigen Besitz bringen können, die Augen hell und die Sinne wach zu machen für den unermeßlichen Reichtum an Schönheit und Größe, als dessen Erben wir alle — ohne Unterschied des Standes — geboren sind, die wir deutsch sprechen; ein Versuch schließlich, ihnen für sich und ihre Nachkommen das Gewissen zu schärfen, sich dieses Erbes würdig zu zeigen. Wie notwendig eine solche Schärfung des Gewissens gerade auch in den Kreisen der Gebildeten ist, davon könnten die Klassikerausgaben, die der Deutsche, der sich einen Bücherschrank anschafft, mit pietätvoller Gedankenlosigkeit in Reihen chronologisch oder alphabetisch schön geordnet zur Schau zu stellen für seine Pflicht hält, manches Lied singen, da sehen wir Lessing, Schiller, Goethe; in seltenen Fällen gesellt sich noch Klopstock dazu, in seltneren Wieland, in den seltensten Herder! Ein Anblick, der zunächst imponiert, aber „ein Schauspiel, ach ein Schauspiel nur". Dieser typische deutsche Bücherschrank, in nur verhältnismäßig seltenen Fällen ist er mehr als ein prunkender Sarkophag, ein Mausoleum, dessen Inschrift lauten könnte: „Laßt die Toten ruhn".

Wie traurig, wie fruchtlos ist ein solcher Besitz, und auf der anderen Seite, wie wenig gehört dazu, ihn zur Freude und zum Leben zu erwecken!

Aber damit das geschehen kann, muß das eine erst mal klar und unzweideutig festgestellt werden: die normale deutsche Hausbibliothek krankt daran, daß sie in 90 unter 100 Fällen nicht aus den besonderen geistigen Bedürfnissen des Besitzers herauswächst, sondern, daß sie nach konventionellen Gesichtspunkten zusammengestellt wird. Und einer dieser Gesichtspunkte ist, daß man Lessing, Goethe, Schiller im Bücherschrank haben muß. Es wäre dagegen auch nichts einzuwenden, wenn diese Gesamtausgaben nicht in der Regel für den Besitzer das wären, was Gold in Form von Barren für den Kaufmann ist: er ist nicht imstande, das kostbare Gut für seinen persönlichen Gebrauch zu nutzen, es in einen Lebenswert umzusetzen. Gewiß ist es ein Gradmesser der Kultur, daß jeder, dem seine Mittel es irgend erlauben, es für eine Ehrensache hält, in seinem Hause eine Bibliothek aufzustellen, die die Werke der hervorragendsten Schriftsteller alter und neuer Zeit enthält. Das gehört zu einem guten und vornehmen Haus ebenso und mehr noch als Silbergerät. Aber eine solche Bibliothek erfüllt auch einen ganz anderen Zweck als diejenige, die ich hier meine, und auf die es an erster Stelle ankommt, die Bibliothek, die nicht

zum Haus, sondern zu den Menschen gehört. Das wird oft auch bei uns verwechselt und daher kommen so zahlreiche Mißgriffe, die, weil sie nicht erkannt werden, sich direkt zu schweren Schäden auswachsen, denn sie bringen statt der persönlichen Kultur, auf die es abgesehen ist, eine Scheinkultur zuwege, die schlimmer ist als Unkultur. In dem Gesagten ist auch schon die Richtung angedeutet, in der die Heilung und Besserung dieses unerfreulichen Zustandes gesucht und gefunden werden kann und muß. Wir müssen uns zunächst einmal frei machen von der durchaus falschen Meinung, daß in der Menge des Lesestoffes, die wir um uns anhäufen und im Magizinieren bändereicher Gesamtausgaben an sich eine Gewähr geboten wäre für den Grad unserer Bildung, ja auch nur für unsere Aufnahmefähigkeit, für den Umfang unserer Begabung, künstlerisch zu genießen. Kulturwert, Lebenswert für den einzelnen, wie für die Allgemeinheit haben nur die Bücher, die wirklich gelesen und immer wieder gelesen werden, die dadurch eben zum eisernen Bestand des Lebensinhalts des einzelnen werden und weil sie nun von seiner Persönlichkeit untrennbar sind, von ihm auf seine Umgebung, seine Kinder, ihren Ideen- und Anschauungskreis noch als geistiges Kapital vererbt werden können.

Es hat also zunächst für den Durchschnittsleser gar keinen Sinn und Zweck, darauf bedacht zu sein, daß er einen vierzigbändigen oder dreißigbändigen Goethe im Schrank hat, wohl aber, daß er vier oder fünf Bände Goethe wirklich mit Genuß und Verständnis gelesen und sich auf seine Weise zu eigen gemacht hat. Ich habe als Examinator oft Gelegenheit in der Prüfung für allgemeine Bildung, das auf dem Wege des Experiments festzustellen. Wenn ich auf meine Frage: „Was haben Sie von Goethe gelesen?“ die Antwort bekomme: „O, ungefähr alles,“ dann kann ich unter zehn Fällen neunmal mit Sicherheit annehmen, daß der Betreffende in seinem Bücherschrank eine Goetheausgabe stehen und in ihr von Zeit zu Zeit geblättert, aber daß er kaum zu einem Werke ein persönliches Verhältnis hat. Bei den anderen Klassikern ist es, wenn ich vielleicht Schiller, und auch diesen nur bedingungsweise, ausnehme, noch schlimmer. Und doch sind diese Großen noch heute lebendig, ein jeder von ihnen hat uns noch etwas zu sagen und wir berauben uns selbst, wenn wir an der Tafel, die für uns alle gedeckt steht, achtlos vorübergehen. Auf dieses alles lege ich den Ton und wenn ich daher an dieser Stelle versuchen will — in zwanglos aneinandergereihten Betrachtungen — das Ideal einer Hausbibliothek deutscher Dichter, wie sie mir, auch im bescheidenen Heim, als Erholung und Erquickung nach des Tages Last und Arbeit vorschwebt, zu entwickeln, so bitte ich, dabei stets im Auge zu behalten, daß ich nicht die Erwähnung alles Lesenswerten anstrebe, sondern nur das herausheben will, was, meinem Empfinden und meiner persönlichen Erfahrung nach, jeder Deutsche ohne Unterschied des Geschlechts und des Standes, der überhaupt Freude an der Dichtung hat, kennen muß und rein genießen kann. Ich will deshalb nicht über die Klassiker zurückgehen, weil sie uns noch nahe genug sind, um ohne besondere Vorbereitung, ohne historische Kenntnisse verstanden und rein als Kunstwerk gewürdigt zu werden; ich werde aber andrerseits auch noch die Dichtung unsrer Tage in den Kreis meiner Betrachtungen hineinziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Theater.

Kleines Theater: Kapitän Brassbounds Bekehrung. Es ist freilich eine ganz entzückende Illusion, zu glauben, daß die Löcher in den Gemütern der Menschen und die Risse zwischen den Typen der sozialen Welt von irgend einer leichten, feinen, geschickten Frauenhand geflickt werden können, wie ein schlechter Rockärmel. Von Fall zu Fall natürlich, ein Loch um das andere, Riß um Riß. Und wenn alles säuberlich gestopft und vernäht ist, ziehen wir die vortreffliche Jacke an und knöpfen nichts Geringeres über der befriedigten Brust zu, als: die Lösung der sozialen Frage. Nämlich, wenn alles gestopft und vernäht ist. . . . . Es ist, wie gesagt, eine entzückende Illusion, niemand glaubt daran. Auch Shaw glücklicherweise nicht, und darum tanzen

seine Komödien so frei und so sicher auf dieser Grundlage. Er muß sich einmal in eine solche unbedeutende Bewegung einer Frau versehen haben; so absichtlich läßt er sie immer wiederkehren. Hat seine Candida nicht in irgend einem sehr wichtigen Moment auf das Allerdringendste Zwiebeln zu schälen? Und wenn Lady Cicely sich hinsetzt, den Rock des Kapitäns in aller Ruhe auszubessern, während es um sie her auf Tod und Leben geht, so hat man den sehr bestimmten, sehr beruhigenden Eindruck: Ach, es wird schon so schlimm nicht sein; dieses alte Kleidungsstück, das so heiter seiner Rekonvaleszenz entgegengeführt wird, kann doch nicht Menschen und Charaktere überdauern wollen. Es ist ein äußerst schlaues Mittel, den Zuschauer von der ganz geheimen Harmlosigkeit wild aussehender Vorgänge gegen seinen Willen zu überzeugen. Ein Mittel der Komödie, so elegant, wie nur irgend eines. Ein Mittel und ein Symbol. In Worte übersetzt: Das Leben geht einfach weiter! Um die Gemütsart, die Prinzipien und die weitaussehenden Pläne der Menschen kümmert es sich wenig; aber an ihren kleinen, dringlichen Notwendigkeiten hält es sie gar zu gerne fest. Viele von Shaws besten Szenen sind solche Komödien der kleinen Notwendigkeiten. Nicht Tücke, sondern gutartige Malice des Objektes. Er ist der Dichter der boshaften Versöhnlichkeit des Lebens. Es sieht sehr kühl und frei und unbemüht aus. Aber welch ein Fanatismus, welch ein großartiges Pathos gehört trotz alledem dazu, immer wieder mit solcher Kühnheit für die verblüffenden Selbstverständlichkeiten des Daseins und gegen seine prinzipielle Verwickelung loszuschlagen! Hat man das ausgefunden, so wird es ganz unbegreiflich, wie es je gelingen konnte, Shaw für so etwas wie einen unbedingten „losen Spötter“ zu halten, für einen, der alles und sich selbst dazu in Ironie und Ueberironie doppelt und dreifach einhüllt, für einen Geist, der nichts unternimmt, als, aus bloßer Freude an der Bewegung, immer wie ein verrückt gewordener Tänzer zwischen den verschiedenartigen Seiten des Lebens hin- und herzuspringen. Nichts wäre abscheulicher, nichts zweckloser, nichts im Grunde genommen dümmer, als solche unerbittliche Gescheitheit. Weiß man es noch nicht, daß kaum ein Dümmerer lebt, als der ewig und ganz Gescheite, der Keimzerstörer, der guten und seelisch gesunden Menschen wie ein Samum ist?! Nein, dieser Shaw, den man nicht wegen seines Geistes, sondern wegen seiner Liebe lieben muß, hat schon auch sein Fleckchen unbesonnener Hingerissenheit, die unklare, aus der Logik fallende Stelle, von der aus die Nebel aufsteigen, aus denen einzig und allein die dichterischen Gebilde zusammenfließen. Nur daß das Licht seiner Vernunft auch dann und wann auf diese Nebel strahlt, gibt ihnen den verwirrenden Glanz, verleitet zu dem Irrtum, sein dramatisches Prinzip wäre die Ironie. Aus bloßer Ironie könnte auch dieser „Kapitän Braßbound“, der noch ziemlich unwichtig, untief und wesenlos unter seinen Komödien steht, gar nicht geschaffen sein. Er ist mit Liebe geschaffen; mit einer Liebe, die auch vor dem englischen Richter, diesem Ausbund und Inbegriff aller Eigenschaften, die Shaw sich zu hassen vorgenommen hat, nicht stehen bleibt. Auch dieser wird als ein Mensch mit seinem verzeihlichen Widerspruch gegeben; die Kälte der absoluten Ironie um ein paar menschlich-dichterische Grade erwärmt. Aber noch ist die Liebe, die da schafft, zu sehr beredt, zu wenig in Tätigkeit überzeugend. Geht man dem Stück ein wenig härter an den Leib, so muß man zuletzt finden, daß es in seinem eigentlichen Gehalt aus nicht mehr als zwei Szenen besteht: einmal wird der wütende Neffe überredet, den Onkel nicht umzubringen, das zweitemal wird der wütende Onkel dazu gebracht, den Neffen am Leben zu lassen. Das ist alles; das andere Erfindung, Erklärung, Stützung einer nicht sehr einleuchtenden Fabel. Und darum Räuber und Mörder! Denn es ist so, daß wir nach dem innersten Sinn des Stückes eigentlich alle zu den Räubern und Mördern gehörten, wäre nicht die überlegene Sanftmut und Verständigkeit des Lebens, die mit scheinbar Kleinstem so geschickt zu versöhnen weiß. Sanftmut und Verständigkeit sind weiblich. Ihre Funktionen sehen ganz gering aus und wirken Größtes. Die Sitten der Sittlichen, der Mut der Mutigen und alles, was Mannheit (und fast alles, was männlich) heißt, ist dagegen nur Barbarei. Diese Komödie gehört zu den entzückendsten femininen Stücken, weil sie aus einem so männlich bestimmten Geist geboren ist. Vielleicht kann hier die Lösung des Rätsels von der hinreißenden Unfaßbarkeit Shaws, von der interessanten Zwiespältigkeit und Ueberbeweglichkeit seiner Kunst am besten gefunden werden: Eine Ueberlegenheit, mannhaft von Charakter und weiblich von Geschmack. Aber das wären dann so ziemlich die besten Qualitäten, die ein moderner Geist haben kann. Und es stimmt auch mit den Fehlern und Trübnissen seiner Kunst; der Künstler kann nämlich gerade seiner besten Qualitäten im Gebrauch nicht immer ganz sicher sein; sie funktionieren, wann sie wollen, nur mit den dunkleren Eigenschaften, die er selbst nicht mag, darf er ganz ungehemmt und nach den Zwecken seines Geistes operieren. So kommt es, daß in recht viele von seinen Stücken die klaffenden Löcher der besseren Erfindung, der unwilligen Technik, der fraglichen Thesen fallen. Und die Löcher in dieser Komödie sind nicht klein und nicht sehr schön; aber unsere Liebe zu diesem starken und geschmeidigen Geist mag sie unbedenklich ver-

stopfen, während wir ihn bitten, den Menschen noch mehr, als bisher, zu verzeihen.

Die kultivierte Weiblichkeit dieses Stückes, die süße Verschließerin schmerzlicher Risse, die sanft bescheidene Ueberwinderin arrogant-männlicher Besessenheiten spielte Frau Sorma mit einer so hellen und hohen, so selbstsicheren und weltsicheren Anmut, daß Worte sich schämen, dieser holdesten Aeußerung beflügelten Lebens beschreibend nahe kommen zu wollen. Um sie herum war lautes, lustiges, lachendes Spiel, gute Komödie. Und sie inmitten wie der heilige Quell dieses Lachens, die stille goldene Sonne selbst, die auf dieses närrische Getreibe sieht. Willi Handl.

Musik.

Königliches Opernhaus: I. Caruso-Gastspiel. „. . . . . nur mach' vor Staunen mich dumm!" Es ist immer die gleiche Geschichte! Was Verdi! Was Rigoletto! Der berühmte Tenor singt! Er soll uns umwerfen; er soll uns außer Atem bringen; das Unerhörte wollen wir hören! — — Denn wir haben 25 Mk. für den Parkettsitz bezahlt! — Eine Partie „angemessen durchführen"? Sich nur in vollendeter Form in das Ensemble einfügen? Das wäre! Heran an den Souffleurkasten und heraus mit den höchsten, mit den glänzendsten Tönen! 25 Mk. haben wir bezahlt! Kunst hin, Kunst her! Kunst kann man billiger haben! Den Tenor-Rausch wollen wir, die Erhitzung durch das schlechterdings „Phänomenale"! Caruso komm, berausche uns! —

Aber Caruso ist, obwohl Tenorberühmtheit beider Hemisphären, kein Sonntagskind, wie andere seines Stammes; er ist entschieden ein wenig Pechvogel. Oder ist es etwa kein Pech, wenn ein Mensch eine solch hohe, solch kraftvolle, solch leuchtende Stimme hat, überdies meisterhaft zu singen versteht, und dabei absolut von der Puschel nicht loskommen kann, er müsse der Kunst als gediegener, ernsthafter Künstler dienen!? Ist es kein Pech, wenn jemand zum ausgemachten Primadonnerich geboren scheint, von aller Welt dafür gehalten (und — bezahlt!) wird und dabei unter dem wüsten Reklamerummel leidet, der um ihn herum vollführt wird!?

„Mich regen diese Dinge für erlich auf," äußerte Caruso (nach einer Mitte ng Ludwig Karpaths in der Münchener Allg einen), „ich bin nicht Herr meiner Mittel. Da Gefühl, daß von mir noch nicht Dagewesenes erwartet wird, macht mich ganz krank, ich leiste nicht die Hälfte von dem, was ich zu leisten imstande bin. Auch ist es sehr mißlich für mich, gerade die Rollen singen zu müssen, die man von mir verlangt und nicht die, die ich gerne singen möchte. Die gebundene Marschroute hindert mich an der Entfaltung meiner Fähigkeiten." — Dieser Stoßseufzer hat entschieden etwas Tragisches.

Ob noch etwas von den Erfahrungen, die er in anderen deutschen Städten machte, in Caruso nachwirkte, als er in Berlin sein Gastspiel begann? Oder sollte es nur der Berliner Herbstnebel gewesen sein, der ihn an der wirkungsvollsten Verwendung seiner glänzenden Mittel hinderte? Genug, sein erstes Auftreten hatte nicht nur in der Darstellung etwas Farbloses, sondern darüber hinaus auch noch etwas Reserviertes, was den hochgespannten Erwartungen des Publikums sehr zuwiderlief. Es war deutlich zu spüren, man war einigermaßen verstimmt, als sich die höchsten Hitzegrade, auf die man gerechnet hatte, im Hause gar nicht einstellen wollten. Als das Orchester die Einleitung zu der berühmten Canzone von den trügerischen Weiberherzen intonierte, entstand eine Bewegung: nun sollte der große Moment kommen. Aber — es war wieder nichts. „Nur" eine Wiederholung, was will das besagen (bei 25 Mk. für den Parkettsitz!). Aber dann! Im Quartett endlich entschloß Caruso sich, den Zahlungsfähigen das gewünschte Opfer zu bringen, und nachdem er die ersten acht Takte in heldentenörlicher Bravour hingelegt hatte, begann ein Toben derart, daß ein großer Teil des prächtigen Stückes, auf das sich musikalische Menschen den ganzen Abend freuen, einfach unhörbar wurde. Hätte er das Quartett einstimmig zu Ende gesungen, man wäre es gewiß auch zufrieden gewesen! Wie deprimierend ist das alles für Künstler, die es ernst meinen mit ihrer Tätigkeit! — Die Mitglieder der Hofoper mußten sich des italienischen Textes bedienen für diese Aufführung. Daß die Einheitlichkeit der Vorstellung oder ihr Kolorit dadurch gewonnen hätte, läßt sich nicht behaupten. Es wurde durchweg ziemlich flau agiert, wie ohne Liebe, ohne lebendiges Interesse. Wozu auch! Der Verlauf des Abends bewies ja, daß die Künstler ihr Publikum richtig eingeschätzt hatten.

Erstes Konzert des Philharmonischen Chores. Die Kantate „Paria", die Professor Siegfried Ochs im ersten Konzert seines Philharmonischen Chors neben dem harmlosen Chorwerk „Sylvesterglocken" von Bernhard Scholz zur ersten Aufführung gelangen ließ, hat an ihren Autor, den begabten Arnold Mendelssohn, ein wenig irre gemacht. Man begreift nicht recht, wie ein Musiker von Geist darauf verfallen konnte, dieses gedankenschwere Gedicht Goethes zur Vertonung zu wählen. Es ist alles, Symbol, ethische Bedeutsamkeit in diesen Versen. Mit deskriptiver Musik ist hier nichts zu interpretieren; denn die äußeren Ge-

schehnisse sind nur Schale, nur Gefäß für das tief Gedankliche, von dem nicht los zu kommen ist, und der Empfindung bleibt so gut wie gar kein Raum. Wenigstens nicht in dem Hauptstück, der Legende. Dem „Gebet“ und dem „Dank des Paria“ ist eher mit Tönen beizukommen und in diesen beiden Teilen bewährt sich Mendelssohns Kunst denn auch. Während die Legende mit ihrer krausen, grob das Aeußerliche nachmalenden Musik einen vorwiegend unerquicklichen Eindruck macht, erheben sich Anfang und Ende mit ihrem edlen Pathos zu starker Wirkung. Besonders der glänzend gesteigerte Eingangschor läßt Arnold Mendelssohns Satzkunst im vorteilhaftesten Lichte erscheinen. K.

Das öffentliche Verfahren.

Beginnen will ich damit, die Kühnheit zu entschuldigen, mit der ich zu einer Sache das Wort ergreife, über die ich einem Berufeneren zu lauschen — am liebsten Max Burckhard — lange vergeblich gewünscht habe. Aber gerade weil ich nicht als Autorität sprechen kann, muß ich einen Gegenstand zur Diskussion stellen, der sich mir, nicht etwa durch das Bedürfnis, in jeden Topf zu gucken, sondern durch Erfahrungen und Erlebnisse aufgedrängt hat, die sicherlich Tausende schweigend erlitten haben und denen in mir nun ein vielleicht recht beweisarmer Fürsprecher ersteht.

„Warum werden Ehrenbeleidigungsklagen von Privatpersonen öffentlich verhandelt?“ Unsere Zeit macht sich um den Kampf gegen das Duell, diese ererbte, noch nicht überwundene, aber baufällige Einrichtung besonders verdient. Ritter des Geistes streiten Schulter an Schulter mit den edelsten Rittern des Schwertes. Vereinigt müßten sie siegen, wenn ein Hindernis nicht wäre: der Mangel eines gleichwertigen Ersatzes. Das beleidigte Gefühl ist noch immer schutzlos und flüchtet zur Selbsthilfe aus Furcht vor einer Wehrlosigkeit, der das Gesetz nur scheinbar schirmend zur Seite steht.

Die Presse ist sicherlich eine Lichtbringerin, vor deren Sendung in unserer Zeit nur Undankbare — denen sie am häufigsten genützt hat, die sind es zumeist — den Hut zu ziehen unterlassen, aber warum hält sie an einem verhängnisvollen Brauch fest und erzählt der ganzen Welt die belanglose Geschichte eines Privatmannes, wenn er einmal das zweifelhafte Glück hat, den Richter zur Wahrung seiner Ehre zu benötigen? Sie zwingt manchem, der viel lieber aufs Gericht gehen würde, die Pistole oder den Degen in die Hand, nur weil die Angst, sein Leben bis in den verschwiegensten Winkel schonungslos durchstöbert und der klatschsüchtigen Oeffentlichkeit preisgegeben zu sehen, zumeist viel größer ist als die Angst, getötet zu werden oder zu töten. Wäre es nicht sogar denkbar, daß der betrogene Gatte es vorzöge, den Verletzer seiner Ehre vor den Richter zu ziehen, als ihm auch noch Gelegenheit zu geben, ihn seines Lebens oder seiner Gesundheit zu berauben, wenn er nicht weit mehr als einen Degenstich und eine gegnerische Kugel die Gerichtssaalrubrik fürchtete, die der ganzen Stadt sein eheliches Mißgeschick enthüllen würde, sobald er auf gesetzlichem Wege Genugtuung verlangen wollte. Ich kenne Menschen, die sich von zudringlichen, anrüchigen Gesellen, die nichts zu verlieren haben, belästigen lassen und ihre schlecht verhüllten Erpressungsversuche schweigend abwehren, nur weil sie alles noch Erträgliche lieber ertragen, als öffentlich mit einem Menschen in Verbindung gebracht zu werden, der die Folgen seiner Frechheit und Zudringlichkeit als willkommene Reklame begrüßt und desto reiner zu werden hofft, je mehr er sich an unbescholtenen Namen reibt, auf die doch immer etwas von dem Schmutz überspritzt, den eine öffentliche Gerichtsverhandlung in einem solchen Fall aufwirft.

Muß wirklich die ganze Stadt die Beschimpfungen erfahren, für die ich einen Ehrabschneider vor Gericht zitiere? Welches Privatleben ist banal und leer genug, daß es eine öffentliche Enthüllung vertrüge, ohne daß heikle Geheimnisse preisgegeben würden?

Den aufmerksamen Lesern der Gerichtssaalrubriken muß immer wieder auffallen, wie widersinnig das Verfahren ist, das der Präsident einer Gerichtsverhandlung „Ausschluß der Oeffentlichkeit“ nennt. Ich habe oft für einen gepeinigten Nebenmenschen erleichtert aufgeatmet, wenn ich diesen Zusatz las: „Der Vorsitzende ließ den Saal räumen, um das Verfahren in geheimer Verhandlung fortzusetzen“. Wie groß ist aber das Erstaunen der Nachdenklichen, die am nächsten Morgen die Zeitung aufschlagen und Wort für Wort die „geheime Verhandlung“ lesen können. Was bedeutet die Farce der Räumung eines Gerichtssaales, wenn die paar Dutzend Anwesenden nur nicht hören sollen, was sie am nächsten Morgen mit doppelter Neugier lesen dürfen? Hätte die Presse, die gefürchtete Macht in der Bekämpfung der Finsterlinge, nicht die Aufgabe, da Wandel zu schaffen?

Man braucht gar nicht sonderlich hoch zu stehen, um Neider zu haben. Wer kennt sie nicht, diese Marodeure auf den Schlachtfeldern großer und kleinster Erfolge, und welche wohlgezielte, tückisch ausgedachte Verleumdung verfehlte ihr Opfer ganz und gar, welcher Ehrenpanzer ist so dicht gefügt, daß er alle Pfeile

abhielte? Die Welt ist doch so gern bereit, das Schlechte von dem lieben Nächsten zu glauben, wozu müssen die Organe der Humanität Verdächtigungen säen und Zweifel großziehen? Man darf behaupten, daß die bedauerliche unsichtbare Strömung gegen den Aufklärungsdienst der Presse ihr Gefälle durch eine erbitterte Menge erhält, die am eigenen Leibe unter der Unbill schmerzlich gelitten hat, aus behaglichem Dunkel in das grelle Licht der Oeffentlichkeit gezerrt zu werden. Die großen deutschen Zeitungen sind fast alle mannhaft für die Abschaffung des Zweikampfs eingetreten, und es muß tief verstimmen, daß sie gleichzeitig vielleicht am wirksamsten für den Fortbestand dieser mittelalterlichen Sitte arbeiten, indem sie es den Menschen so schwer machen, zu Gericht zu gehen. Mit dem „guten Gewissen" hat dieses starke Unlustgefühl gar nichts zu schaffen, nur mittelmäßige Juristen und schlechte Psychologen glauben das. Die anderen wissen, daß gerade die feiner besaitete Natur, die makellosere Seele unter dieser Scheu am schmerzlichsten leidet und ihr die schmerzlichsten Opfer bringt. Die durch Verschuldungen aller Art Gehärteten sind gegen solche Empfindlichkeiten abgestumpft, ihre dicke Haut reagiert ganz anders. Wie arm und leer müßte ein Leben sein, das immer bereit wäre, aller Welt seine Heimlichkeiten darzubringen.

Was fürchten die vor dem Gesetz Unschuldigen, die dem Richter erhobenen Hauptes ins Auge blicken könnten, am meisten, wenn sie vernommen werden? Die Verletzung kleiner Eitelkeiten — zugegeben. Aber müssen Neugierige am Morgen nach einer Verhandlung, die ich gegen einen Nichtswürdigen zu führen gezwungen war, unbedingt über mein Alter, mein Einkommen, meine Verwandten, meine Beziehungen, den Zweck einer Reise usw. aufgeklärt werden?

Ich habe den wegen Mordes verurteilten Carl Hau persönlich gekannt, und danke meinem Schöpfer, nichts über ihn aussagen zu können, was seine Schuld erhärtete oder seine Unschuld bewiese. Ich lernte ihn auf der Fahrt von Stuttgart nach Zürich kennen, und er verhalf mir, einem ungehobelten Engländer gegenüber, der den von mir besetzten Platz einnahm, liebenswürdig zu meinem Recht. Später besuchte er mich auf der Durchreise nach Konstantinopel in Wien, erzählte mir allerlei Anregendes, erwähnte mit keiner Silbe, daß er verheiratet sei, und bestand darauf, mein letztes Buch zu lesen. Wenn ich vorgeladen worden wäre, wüßte nun überflüssigerweise die ganze Welt, aus welchem Grunde ich mich damals in der Schweiz aufhielt, und Tausenderlei andere rein private Dinge, die mit dem Prozeß Hau auch nicht das geringste zu tun hätten.

Haus verfolgte Schwägerin Olga Molitor ist die unmittelbare Veranlassung zu dieser kurzen Ausführung geworden. — Was muß das junge Mädchen gelitten haben und wie groß muß seine Kränkung über die Preisgabe seiner geheimsten Schwächen gewesen sein! Sie hat in die Einstampfung ihrer Gedichte gewilligt und damit ihrem Ehrgeiz vielleicht die empfindlichste Wunde geschlagen. War es wirklich nötig, die dilettantische Wertlosigkeit dieser Phantasiegebilde eines heftig nach dem Leben verlangenden Mädchens öffentlich festzustellen? Mußte das heimliche Weben ihrer erwachenden Sinne eine widerliche Verdächtigung erfahren, mit unzweideutigen Worten betastet werden, daß fahle Wangen das Erröten lernen konnten? Aber nur weil das öffentliche Interesse maßlos gesteigert an diesem Prozesse haftet, wurde die tägliche Kränkung eines Mädchens bemerkt, wurde erkannt, daß ihre unglücklichere Schwester aus Angst vor der öffentlichen Diskussion über ihr heimlichstes Leben in den Tod ging! Die Zahl derer, die im Dunkel weinen und ohnmächtig die Zähne zusammenbeißen, weil ihnen keine Scham erspart blieb, wenn sie in Abwehr einer Beleidigung das Gesetz anriefen, das ihnen zwar zu ihrem Recht verhalf, sie aber doppelt gekränkt heimschickte, ist viel größer als wir es ahnen, und die namenlose Angst, das Urteil des Richters von öffentlichen Kommentaren begleitet zu sehen, sichert manchem Verleumder die Straflosigkeit und verhilft selbst Ehrabschneidern zu schändlichen Triumphen.

Hinweg darum mit den Berichten, wenn gekränkte Menschen hingehen und gegen Beleidiger ihrer Ehre das Gesetz anrufen, auf dessen Schutz einzig und allein zu vertrauen wir endlich lernen sollten.

Siegfried Trebitsch.

Notizen.

Aeußerst glücklich war der Gedanke, eine Auswahl aus Hebbels Tagebüchern zu geben. (H. Behrs Verlag.) Mehr als aus allen Kommentaren erkennt man aus diesen wenigen Aufzeichnungen, wie Hebbels Werke erstanden. Manch' ernst strebender Künstler wird sich an den Leiden und Kämpfen dieses Großen aufrichten. „All mein Leben und Streben ist jetzt eigentlich nur noch ein Kämpfen für Mutter und Leichenstein. Sonst, wie sie mich drückt, diese hohle, flache Existenz, wie es mich drückt, für eine Last, der ich erliege, auch noch, damit sie mir bleibt, arbeiten zu müssen." Viele werden's mit ihm empfinden und neuen Lebensmut schöpfen, wenn sie ihn 20 Jahre später wieder hören:

„Götter, öffnet die Hände nicht mehr, ich würde erschrecken,
Denn ihr gabt mir genug, hebt sie nur schirmend empor!"

Im Verlage von Marquardt & Co. erscheint in einigen Wochen ein Werk über künstlerische Photographie von Mathies Masuren, dem Alfred Lichtwark ein umfassendes Geleitwort geschrieben hat. Einen Teil dieses Geleitworts gab der im vorigen Heft veröffentlichte Artikel.

Der gleiche Verlag gab dieser Tage das erste größere Werk über Maupassants Leben und Schaffen heraus. Mahnial hat es geschrieben und Lothar Schmidt hat es ins Deutsche übertragen. Zahlreiche Abbildungen sind dem Texte beigegeben. Das Buch (Preis M. 3.—) erschien in der von Georg Brandes geleiteten Sammlung.

Die drei Einakter Felix Saltens, die im Berliner Lessing-Theater mit Erfolg ihre Uraufführung erlebten und nun ihren Weg über alle deutschen Bühnen antreten (siehe Handls Aufsatz im vorigen Hefte), erschienen als Buch im Verlage von S. Fischer. Auch in Buchform üben sie eine starke Wirkung aus und verraten mehr noch als auf der Bühne die Feinheiten der Saltenschen Sprache, die wir in seinen ausgezeichneten Novellen „Die kleine Veronica“ und „Herr Wenzel auf Rehberg“ (beide bei S. Fischer) bewundern konnten.

Die demnächst im „Morgen“ erscheinenden, bisher unveröffentlichten Novellen Maupassants werden sich in der definitiven Ausgabe der gesammelten Werke des Dichters finden, welche im Verlage von Louis Conard, Paris, in Kürze erscheint. Die Imprimerie Nationale hat ihre herrlichen Lettern zum Druck dieser Ausgabe geliehen. Sie wird auf holländischem Van Gelder gedruckt werden, das Maupassants Unterschrift in Wasserzeichen tragen wird. Ueber diese, unter Mitwirkung der Familie, herausgegebene Ausgabe wird noch ausführlich zu sprechen sein.

Bierbaums „Fastnacht bei Reinhardt“ im vorigen Hefte ist leider durch eine Anzahl von Druckfehlern teilweise um ihren Sinn gebracht worden. So gleich am Anfange, wo eine Zeile ausgefallen ist. Die Stelle (1. Absatz, Zeile 3 von unten) muß heißen: . . . hat es mit der ganzen kühnen Sicherheit seiner Meisterschaft in einen Rahmen gebracht, in dem es sich . . .

In der ersten Zeile des zweiten Absatzes sollte es heißen: war eine Apotheose . . . In der fünften Zeile . . . feinen (statt feschen) . . . In der elften Zeile des 4. Absatzes sollte von einem sinnfälligen, nicht feinfühligen Abbild die Rede sein. In der zweiten Zeile des 7. Absatzes hat es zu heißen: . . . eine Hervorbringung von Geist aus etwas Materiellem . . . Im 9. Absatz ist auf der 4. Zeile aus einem schwachsinnigen Verliebten fälschlich ein dito Verrückter gemacht worden. Schließlich sei ausdrücklich betont, daß die im letzten Absatze widersinnig eingefügten Kommata es sehr gegen den Willen des Verfassers so erscheinen lassen, als habe er die Herren Waßmann und Schildkraut persönlich mit den Worten „sympathischer dummer Kerl“ und „verstockteste Karikatur“ kennzeichnen wollen. Wobei es auch außerdem statt verstockteste „groteskeste“ heißen sollte.

*

Der erste für die Abonnenten des „Morgen“ unentgeltliche Vortrag wird im November stattfinden, und zwar werden Frank Wedekind und voraussichtlich am gleichen Abend der Franziskanermönch Doktor Pater Expeditus Schmidt über modernes Theater sprechen.

A. L.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger, Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Festl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Witzek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

Rudolf Alexander Schröder, Bremen, der bekannte Mitarbeiter des Inselverlages, zeigt in zwei Räumen, einem Schlaf- und einem Teezimmer, die z. Zt. im

Hohenzollern-Kunstgewerbehaus,
Friedmann & Weber,
Berlin, Leipzigerstraße 13,

ausgestellt sind, und die ganz nach seinen Entwürfen gefertigt wurden, das Empfinden eines modernen Dichters in bezug auf Wohnungsausstattung. Die beiden Zimmer sind von solch vornehmer Originalität und großem Stimmungsgehalt, daß in Besuch hochinteressant ist. Der Eintritt ist frei.

Akadem. gebildeter

junger Mann, 27 Jahre, künstler. und literar. Verständnis, von ernster Lebensauffassung, **sucht** als **Privatsekretär, Bibliothekar** oder **Gesellschafter** Stellung. Gefl. Angebote an die Geschäftsstelle dieses Blattes unter **II. 17.**